Grabungen und Bauuntersuchungen

Autor(en): **Marti, Reto**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland**

Band (Jahr): **- (2015)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-803502

Nutzungsbedingungen

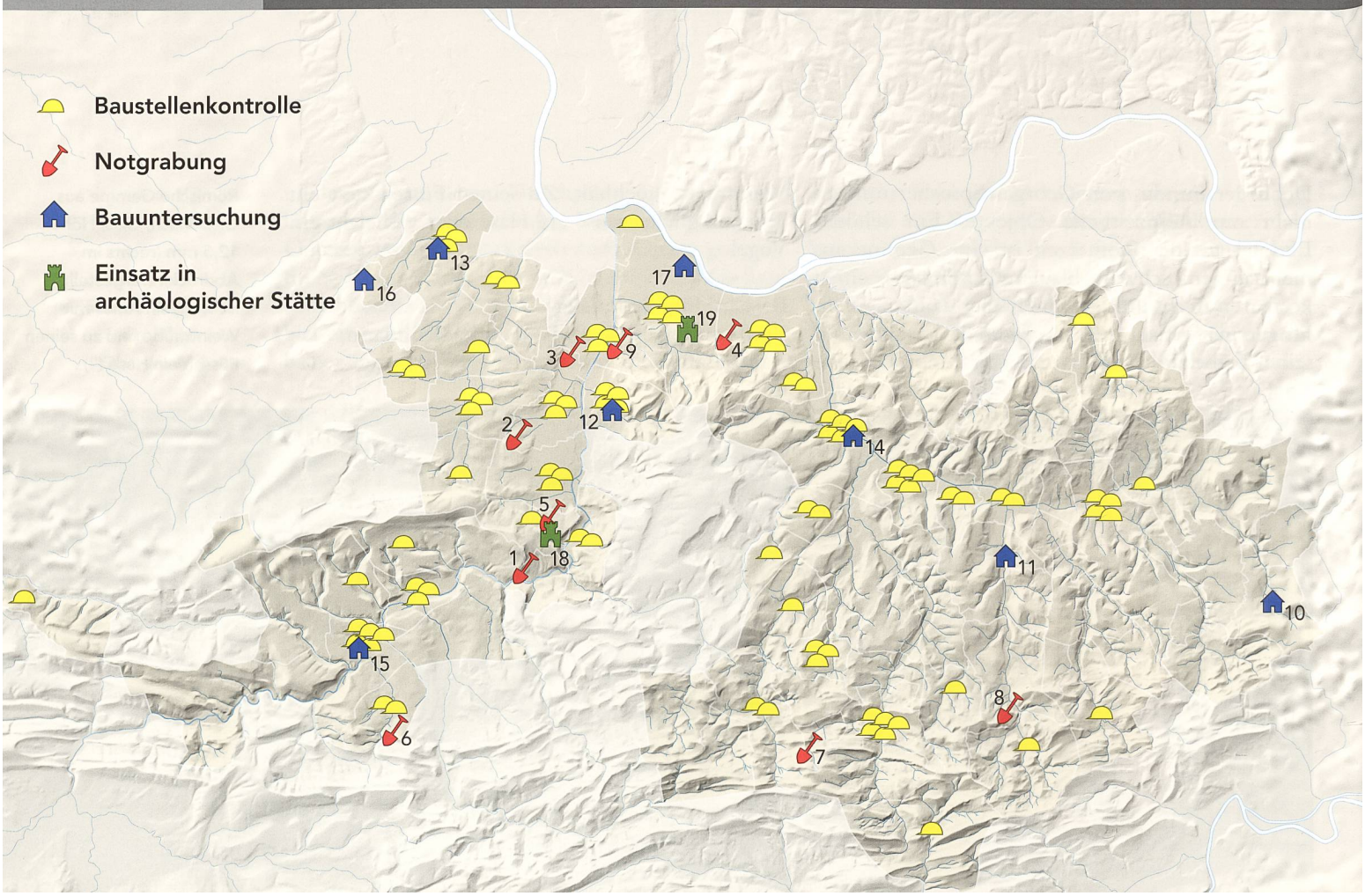
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch


Baustellenkontrolle
Notgrabung
Bauuntersuchung
Einsatz in archäologischer Stätte
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19

Grabungen und Bauuntersuchungen

Mit dem altsteinzeitlichem Lagerplatz am Wachtfels bei Grellingen, den Hinweisen auf eine ur- und frühgeschichtliche Kultstätte in Reinach oder der Bestandesaufnahme unkonservierter Reste der Ruine Ränggen 2 oberhalb von Diegten war unser Grabungsteam im Berichtsjahr gewissermassen in den klassischen Domänen der Archäologie tätig.

Archäologische Feldarbeit dreht sich jedoch nicht nur um Ausgrabungen und jahrhundertealte Stätten. Auch Befunde aus jüngere Epochen – etwa solche in Gebäuden oder gar militärischen Anlagen – liefern oft interessante Erkenntnisse, die sich noch in keinem Geschichtsbuch finden. Eindrücklich sind in dieser Hinsicht die alljährlichen Einblicke in die Baselbieter Wohnkultur vergangener Generationen, die unseren aktuellen Wohlstand in ein interessantes Licht rücken.

Immer wichtiger wird zudem die Prospektion, das systematische Absuchen von Gebieten, die mit der wachsenden Zahl ehrenamtlicher Späher in den letzten Jahren deutlich intensiviert werden konnte. Sie bringt wertvolle Informationen von ausserhalb der unter grossem Baudruck stehenden Siedlungsgebiete, die im Tagesgeschäft der Archäologie Baselland natürlich im Fokus stehen. Um zu einem Gesamtbild zu kommen, sind solche zusätzliche Beobachtungen unerlässlich.

Allen Bauherrschaften, Architekten, Bauführern und helfenden Händen sei für ihre wertvolle Unterstützung und für ihr Verständnis für unsere Arbeit, die wir im Interesse der Öffentlichkeit durchführen, bestens gedankt.

Reto Marti

< Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten der Archäologie Baselland im Jahr 2015 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).

Grabungen

1 Grellingen, Wachtfels (Urgeschichte)
2 Reinach, Leiwald (Urgeschichte)
3 Reinach, Colmarerweg (Urgeschichte, Römerzeit)
4 Pratteln, Kästelihöhe (Römerzeit, Neuzeit)
5 Pfeffingen, Baumgartenweg (Römerzeit)
6 Wahlen, Bännli (Frühmittelalter)
7 Liedertswil, Mörlifluh (Hochmittelalter)
8 Diegten, Ränggen (Hochmittelalter)
9 Münchenstein, Münchstrasse (Neuzeit)

Bauuntersuchungen

10 Oltingen, Schafmattstrasse 68
11 Zunzgen, Mühlegasse 9
12 Arlesheim, Hauptstrasse 40
13 Allschwil, Oberwilerstrasse 30
14 Liestal, Gasthof Sonne, Rathausstrasse 37
15 Laufen, Delsbergerstrasse 90
16 Schönenbuch, Kirchgasse 1a
17 Muttenz, Obere Hard

Einsätze in archäologischen Stätten

18 Pfeffingen, Burg
19 Muttenz, Wartenberg

Baustellenkontrollen

Aesch: Gartenstrasse, Klusstrasse 55a, Ulmenweg
Allschwil: Baslerstrasse 159, Harzerweg 5, Oberwilerstrasse
Arboldswil: Höchiweg, Moosweg, Sodweg
Arlesheim: Hauptstrasse 43, Ziegelackerweg 19
Bennwil: Chuttengasse
Biel-Benken: Langgartenstrasse 31, Moosackerweg
Binningen: Margarethenstrasse 20, Neusatzweg 24
Birsfelden: Wartenbergstrasse
Blauen: Waldweg
Buus: Eckrainweg 11
Dittingen: Kählenweg 4
Duggingen: Im Lehenacker, Im Lettenhölzli
Eptingen: Kilchackerweg
Ettingen: Blauenweg 7
Frenkendorf: Fasanenstrasse 14/16
Gelterkinden: Dickelenweg 7, Ischlagweg (2×), Kirchrain
Itingen: Kreuzenstrasse, Landstrasse 18
Langenbruck: Schönthal
Läufelfingen: Bogenweg
Laufen: Hinterfeldstrasse/BKW-Strasse, Langhagweg, Lochbruggstrasse 54, Meiersackerweg 53, Wahlenstrasse 4
Lausen: Industriestrasse (2×), Weiherhofstrasse (2×), Schelligackerstrasse
Liestal: Buchenweg 1, Grienmatt, Oberer Burghaldenweg, Weierweg, Wiedenhubstrasse
Lupsingen: Steimertenmattweg
Maisprach: Klostergasse 5
Münchenstein: Gartenstadt, Gustav-Bay-Strasse, Steinweg/Münchstrasse
Muttenz: Birsfelderstrasse 50, Grundenstrasse 47, Holderstüdeliweg, Obere Hard
Oberdorf: Eimattstrasse 12, Liederswilerstrasse 17, Uf der Holde 6, z'Hof, Zinsmattweg
Oberwil: Rebgartenweg 20
Ormalingen: Hofackerstrasse 3–13
Pfeffingen: Baumgartenweg
Pratteln: Mayenfelserstrasse 23, Unterwerk Raurica, Grosswärmeverbund, Lahaldenbächli
Reigoldswil: Stacherweg 7, Dorfplatz
Reinach: Brühlgasse 3, Oberer Rebbergweg 7, Unterer Rebbergweg 26
Roggenburg: Löwenburgweg 4
Seltisberg: Hauptstrasse 35, Vor Eichweg 14
Sissach: Hauptstrasse 10, Bützenenweg 79
Therwil: Oberwilerstrasse 27, Mühleweg 13, Ringstrasse/Baslerstrasse
Wahlen: Grindelstrasse, Schulstrasse 1
Ziefen: Rebgasse 11
Zwingen: Rebenweg (2×), Birskraftwerk

Grellingen, Abri Wachtfels. Blick von Südwesten ins Birstal. Die Fundstelle am Wegrand ist am Zelt erkennbar (links). Die Grabung in der Wegböschung erfolgte von einer eigens eingerichteten Holzplattform aus (rechts).

Grellingen, Abri Wachtfels: eine Sondierung und eine Überraschung

Die bedeutende steinzeitliche Fundstelle am Fusse des Abri Wachtfels hat schon seit langem ihren festen Platz in der schweizerischen Urgeschichtsforschung. Entdeckt wurde sie 1935 von Albert Kohler. Die umfangreichen Grabungen fanden unter der Leitung von Carl Lüdin statt. Sie dauerten von 1938–1941 und von 1955–1957.

Damals kam zuerst eine bis 70 Zentimeter mächtige nacheiszeitliche Fundschicht zum Vorschein, die zahlreiche spätmesolithische Artefakte enthielt. Getrennt durch eine fundleere Zone fand sich darunter im Ostteil des Abris eine weitere, etwa 20 Zentimeter mächtige Schicht mit Steinartefakten und Tierknochen, die sich der in der Schweiz noch wenig bekannten späten Altsteinzeit zuordnen liess. Unter dem schützenden Felsdach hatten sich demnach vor etwa 12600–13000 Jahren auch spätpaläolithische Wildbeuter kurzfristig aufgehalten. Ihre Hinterlassenschaften wurden vor kurzem nach modernen wissenschaftlichen Gesichtspunkten neu interpretiert und publiziert (s. Kap. «Auswertung und Vermittlung»).

Niemand ahnte, dass dieser Fundort in den letzten Jahren erneut in den Blickpunkt der Forschung geraten und für weiteren Gesprächsstoff sorgen sollte. Im November 2012 stellte Jürg Sedlmeier nämlich mit grossem Schrecken fest, dass der Hang beim Abri Wachtfels grossflächig abgeholzt

Der Entdecker Albert Kohler (stehend) mit seinem Sohn Heinz vor dem Abri Wachtfels im Januar 1939.

und davor eine breite Waldstrasse angelegt worden war, deren Bau einen grossen Teil des Abribodens zerstört hatte (s. Jahresbericht 2012, S. 164 ff.). Beim Absuchen der Strassenböschung kamen vorerst lediglich einige verlagerte und vom Regen ausgewaschene Silexartefakte ans Licht, die aus dem alten Grabungsschutt stammten.

Daniel Perez und Jürg Sedlmeier beim Bergen der Funde. Unter dem Podest ist der anstehende Fels zu sehen.

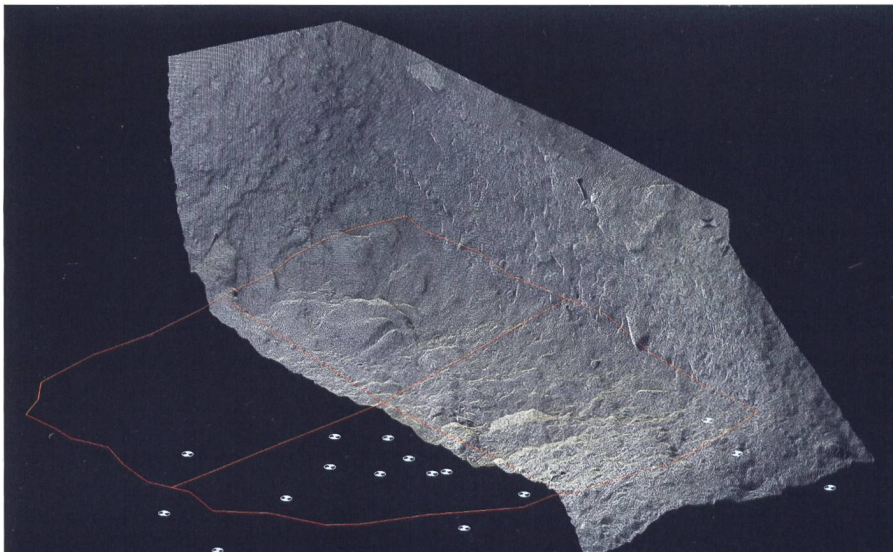
Um in dieser unerfreulichen Situation zu retten, was noch zu retten ist, entschloss sich die Archäologie Baselland vor zwei Jahren, die verbliebenen Sedimente geologisch untersuchen zu lassen. Dabei stiess David Brönnimann (IPNA Universität Basel) überraschend auf mehrere Silexartefakte, die zum Teil noch in originaler Fundlage im Erdreich steckten. Nach ihrer Begutachtung wurde klar, dass sie aus einer bisher unbekannten spätpaläolithischen Fundzone stammen.

Die darauf folgenden regelmässigen Kontrollen bestätigten diese erste Einschätzung. Sie zeigten aber auch, dass die steile Strassenböschung einer starken witterungsbedingten Erosion ausgesetzt war. Um der natürlichen Zerstörung der Fundschicht entgegenzuwirken, aber auch um den spätpaläolithischen Befund näher zu untersuchen, führte die Archäologie Baselland im Mai und Juni

2015 eine Sondierung mit anschliessender Hangsicherung durch.

Von einem Holzpodest aus nahm man auf einer Fläche von etwa drei Quadratmetern den systematischen Abbau der Fundschicht in Angriff. Nach jedem schichtweisen Abtrag wurde die Fundschicht mit dem 3D-Laserscanner dokumentiert (s. Kap. «Dokumentation und Archiv»). Die Scans dienten in erster Linie als Vorlage für dreidimensionale CAD-Zeichnungen des Befundes. Sie eignen sich aber auch für Analysezwecke: Weil die gesamte Grabung durchgängig dreidimensional erfasst ist, lassen sich nun beliebige Schnitte durch die Schichten anlegen. Ebenso sind präzise Volumenberechnungen der ergrabenen Schichten möglich.

Schon nach wenigen Tagen zeichnete sich eine vermutlich durch Asche dunkel verfärbte, muldenartige Zone ab, die allerdings durch den Bau der Waldstrasse massiv in Mitleidenschaft gezogen worden war. Dennoch liess sich ein Teil dieser Struktur detailliert untersuchen und dokumentieren, wobei ihr weiterer Verlauf in Richtung Abrirückwand nicht bekannt ist. Im Bereich der Grabungsfläche wurden etwa 730 Silexartefakte



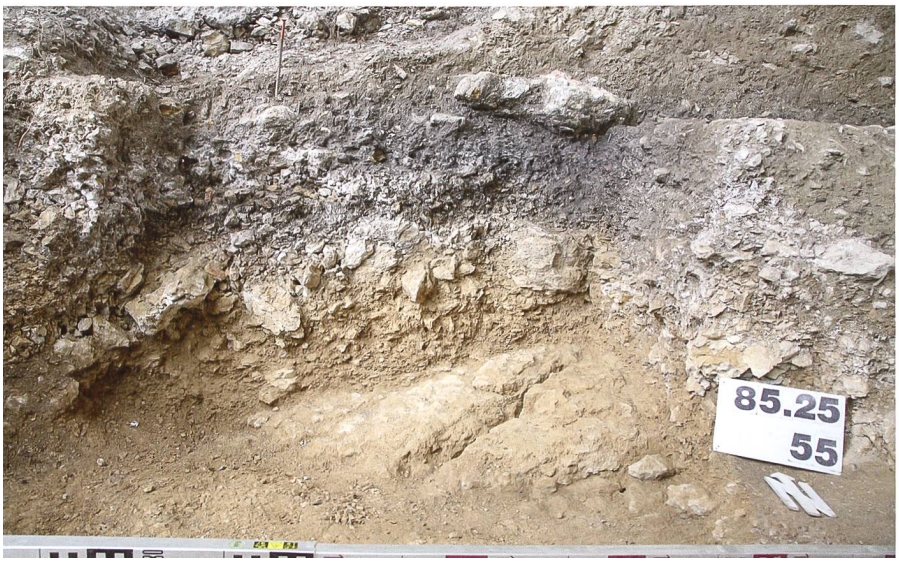
Beispiel einer CAD-Zeichnung, in der die gescannten Fundschichten, die abzubauenden Felder (rot) und einzelne Funde (blau) dargestellt sind.

Die muldenartige, dunkel verfärbte spätpaläolithische Fundschicht. Darunter Kalkschutt bis auf den gewachsenen Fels.

und Tierknochen sowie einige vom Menschen eingebrachte Felsgesteine dreidimensional erfasst.

Als Silexwerkzeuge sind Rückenspitzen, Rückenmesser, Kratzer, Stichel, Bohrer, Endretuschen und ausgesplitterte Stücke nachgewiesen. Hinzu kommen einige Kerne sowie zahlreiche Grundformen wie Klingen, Lamellen, Abschläge, Absplisse und Splitter. Letztere finden sich besonders häufig beim Schlämmen der abgebauten Sedimente, die zu diesem Zweck vollständig abtransportiert wurden.

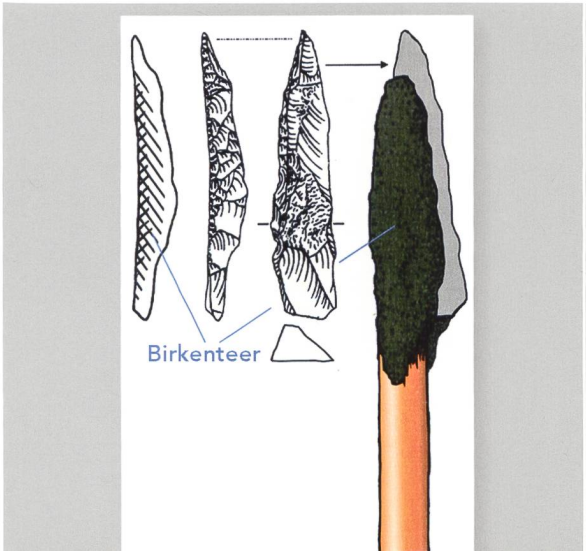
Die Grabung wurde zudem zum Anlass genommen, die genaue Position der Grabungen von Carl Lüdin zu bestimmen. Deren Lage liess sich dank der immer noch vorhandenen und bereits auf den Lüdin-Plänen eingezeichneten Felsformationen rasch klären. Schwieriger war es, herauszufinden, auf welcher Höhe sich der Abriboden zur Zeit der Lüdin-Grabungen befunden hatte. Doch auch hier bot das Laserscanning Hand: Über einen Abgleich der gescannten aktuellen Abriwand mit einer Fo-



> Mit Birkenpech an einem hölzernen Pfeilschaft befestigte Rückenspitze (Michael Baales).

tografie aus der Zeit der Grabung im Jahr 1939 (s. Seite 27) war die Höhe des damaligen Abribodens bestimmbar. Die von Lüdin aufgenommenen Querschnitte durch die Fundschichten liessen sich so höhenmässig «einhängen» und in Relation zu den aktuell ergrabenen Fundschichten bringen.

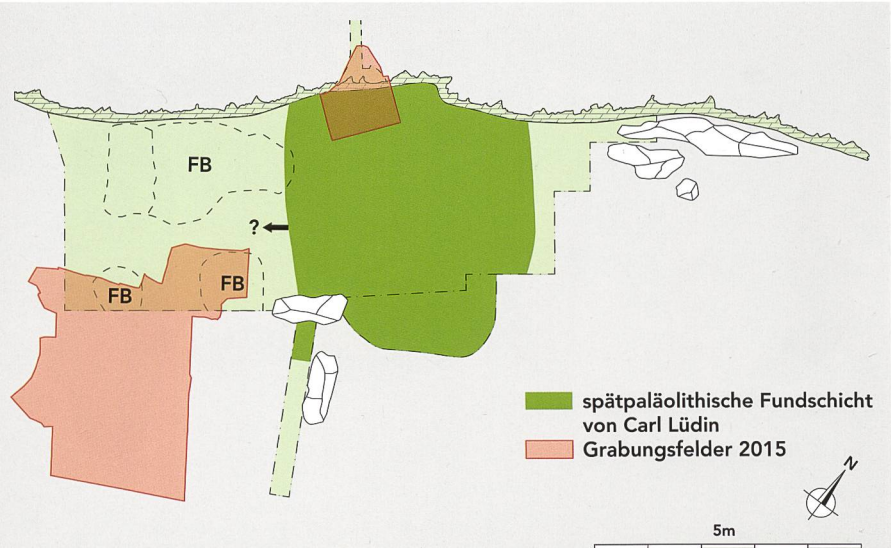
Zusammenfassend lässt sich sagen, dass mit dieser kleinräumigen Sondierung ein für die Schweiz äusserst seltener stratifizierter spätpaläolithischer Befund erfasst wurde, dessen Auswertung wertvolle Informationen über unsere steinzeitlichen Vorfahren und ihre Umwelt liefern wird. Nach



Typische Silexartefakte: Rückenspitze, Rückenmesser, Stichel an Endretusche, kurzer Kratzer, endretuschierte Klinge (vlnr). M 1:1.

Dank 3D-Laserscanning liessen sich die aktuell untersuchten Bereiche (rot) mit den Grabungen Carl Lüdins (grün) verbinden.

den drei vorliegenden 14C-Daten entstand diese Fundschicht vor etwa 13 200 Jahren, also etwas früher als der von Carl Lüdin im vergangenen Jahrhundert erforschte spätpaläolithische Befund. Es ist die Zeit des späteiszeitlichen Allerød-Interstadials, in der bereits Föhren- und Birkenwälder die Landschaft bedeckten. Die inzwischen von Elisabeth Marti-Grädel begonnene Auswertung der Faunenreste zeigt denn auch, dass die vorwiegend im Wald lebenden Rothirsche und Rehe zur Hauptjagdbeute der mit Pfeil und Bogen bewaffneten spätpaläolithischen Wildbeuter gehörten.

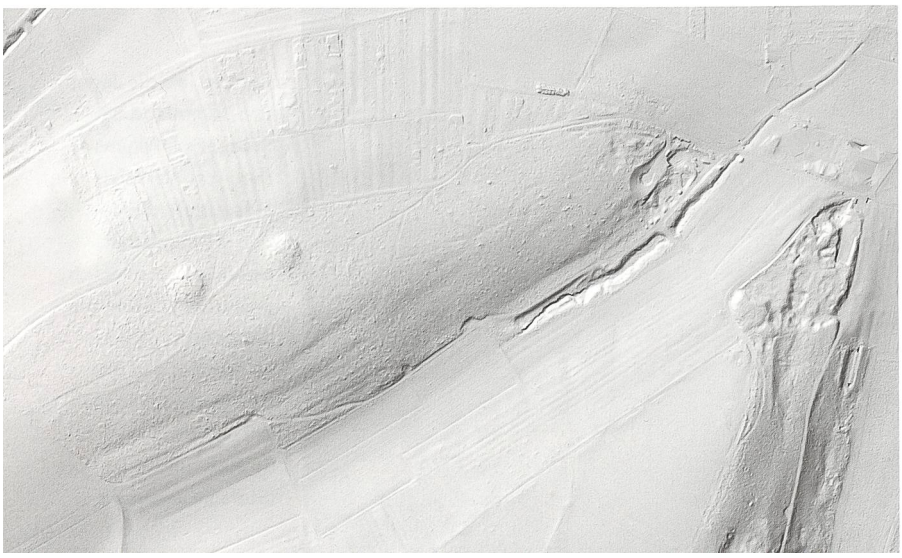


Örtliche Leitung: Jürg Sedlmeier, Jan von Wartburg
Bericht: Jürg Sedlmeier, Jan von Wartburg
Mai und Juni 2015

Zur Zeit, als die Jäger und Sammler des Spätpaläolithikums den Abri Wachtfels aufsuchten, dürfte sich die Landschaft des Baselbiets ähnlich präsentiert haben wie dieser lichte Wald in Nordschweden mit Baumbirken, Waldföhren und einer reichen Strauch- und Krautflora (Stefanie Jacomet).

Reinach, Leiwald: Grabräuber auf leisen Sohlen

1970 meldete der Revierförster, dass sich im Leiwald bei Reinach zwei verdächtig runde Strukturen erheben. Schon damals wurde der Verdacht geäussert, es könnte sich um Grabhügel handeln. Die genaue Lage wurde aber nie eingemessen und es wurden keine Funde beobachtet, geschweige denn eine Sondierung durchgeführt.



Reinach-Leiwald. Auf dem mittels Laserscanning erstellten und bereinigten Relief sind die beiden Hügel im Waldstück deutlich zu erkennen.

Im November 2012 meldete sich der ehrenamtliche Mitarbeiter Ulrich Kristen bei der Archäologie Baselland. Er hatte die Reliefkarten des kantonalen Geoportals nach verdächtigen Strukturen gesichtet und war dabei auf die beiden Hügel gestossen. Die beiden nun exakt lokalisierten Strukturen sind kreisrund und weisen einen Durchmesser von beachtlichen 40 Metern auf. Da sich im westlichen Hügel zahlreiche Dachs- und Fuchsbauten befanden, wurde er 2012 oberflächlich abgesucht – allerdings ohne Resultat.

2013 äusserte die Eigentümerin, die Bürgergemeinde Reinach, die Vermutung, bei den Hügeln handle es sich um Aufschüttungen über einem Tierkadaverplatz, entstanden nach einer Maul- und Klauenseuche in den 1940er Jahren. Eine Begehung mit dem ehemaligen Viehinspektor Niklaus Leimgruber konnte dies entkräften. Der westliche Hügel war zwar tatsächlich ein Entsorgungsplatz für Kleinvieh wie Kälber, Schafe, Schweine und entsprechend durch ein offizielles Schild als Kadaverstelle markiert. Die toten Tiere wurde in eigens dafür ausgehobenen Gruben verscharrt oder zum

Teil in vorhandene Fuchsbauten hineingeschoben. Vieh, das aufgrund von Seuchen verendete, durfte aber nicht verscharrt werden. Beide Hügel seien schon vorher da gewesen, so die Gewährsperson.

So bleibt vorderhand die These bestehen, dass es sich um Grabhügel handelt. Diese Form der Bestattung tritt in Europa in verschiedenen Epochen auf. Aufgrund der Grösse und Lage sind die Reinacher Anlagen wohl entweder in die Mittelbronzezeit oder in die ältere Eisenzeit, die so genannte Hallstattzeit, zu datieren. Ohne entsprechende Funde bleibt die zeitliche Einordnung aber Spekulation. Vorgeschichtliche Grabhügel sind in unserer Region eher selten: Mittelbronzezeitliche Exemplare wurden in Riehen-Britzigerwald ausgegraben, aus der Hallstattzeit kennt man mehrere im Hardwald bei Muttenz.

2015 meldete Ulrich Kristen, dass die vierbeinigen Grabräuber nun auch den östlichen Hügel zur Wohnstätte erkoren hätten. Trotz intensiver Bejagung scheinen sich Dachse und Füchse im Leiwald äusserst wohl zu fühlen, und die lehmigen Erhebungen sind offensichtlich ideale «Baugründe». Zur Rettung der Befunde und Funde wird die Archäologie Baselland deshalb nicht umhin kommen, die Hügel in naher Zukunft mittels Sondierungen genauer unter die Lupe zu nehmen.

Bericht: Andreas Fischer

Blick auf den östlicheren Hügel. In der Bildmitte ist der frische Aushub eines Dachsbaus zu erkennen.

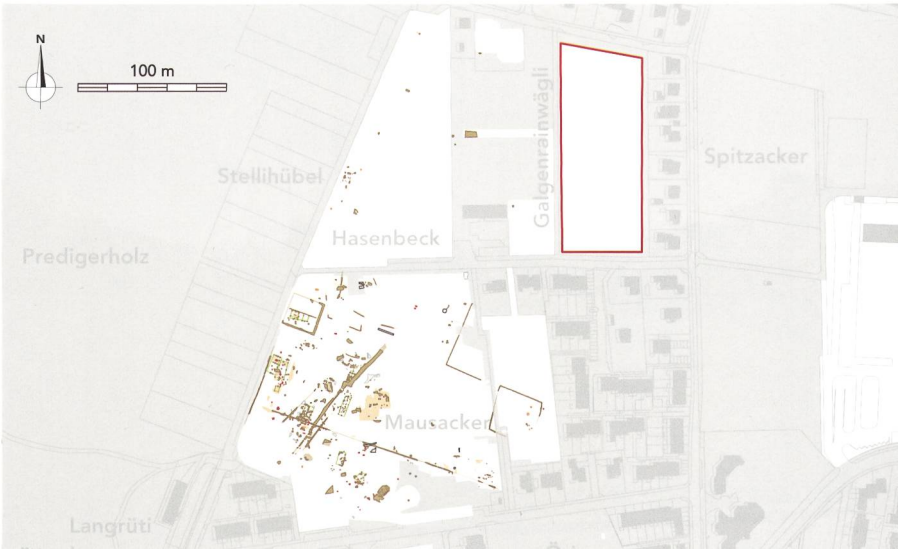
Reinach, Colmarerweg. Dicht gepackt liegen die zum Teil grossformatigen Gefässstücke in der spätkeltischen Grube.

Reinach, Colmarerweg: ein vielversprechender erster Einblick

Die Grossgrabungen der Jahre 1998 und 2002–2006 in der Flur «Mausacker» im Norden vom Reinach gehörten zu den grossflächigsten Unterfangen der Archäologie Baselland. Sie brachten unter anderem Spuren einer jungsteinzeitlichen Besiedlung, Überreste einer spätbronzezeitlichen Kultstätte mit Zehntausenden von Keramikscherben, aussergewöhnlich gut erhaltene Zeugnisse eines keltischen Gehöfts und einige äusserst reich ausgestattete Brandgräber der Römerzeit ans Licht.

In absehbarer Zeit soll nun eine weitere Parzelle von knapp 8000 Quadratmetern zwischen Colmarer- und Rainenweg mit Miet- und Genossenschaftswohnungen überbaut werden. In Anbetracht der grossen Fläche und der Distanz von nur wenigen Dutzend Metern zu den damaligen Befunden drängten sich archäologische Vorabklärungen auf. Sondiergrabungen sollten prüfen, ob sich Spuren der Vergangenheit im Boden befinden. Das Resultat soll der Gemeinde Reinach als Grundbesitzerin bei der Planung helfen, den Aufwand für die Untersuchungen abzuschätzen, die vor Baubeginn durchzuführen sind.

Aus diesem Grund wurden im Herbst des Berichtsjahres auf besagter Parzelle drei Testflächen geöffnet. Bereits in der ersten wurde das Grabungsteam fündig: In rund vierzig Zentimetern Tiefe kam die Ecke eines römerzeitlichen Fundaments zum Vorschein. Ob es sich dabei um Reste eines Gebäudes oder den Teil einer Umfassungs-



Die zu überbauende Parzelle (rot) liegt nahe der Grabungen im «Mausacker».

Blick vom Colmarerweg auf die zu untersuchende Parzelle. Die «Mausacker»-Grabungen fanden im Hintergrund rechts statt.

mauer handelt, war aufgrund der beschränkten Grabungsfläche nicht zu entscheiden. Falls es sich um einen Gebäuderest handelt, wäre dies ein erster konkreter Hinweis auf den schon lange vermuteten, aber nie richtig gefassten römerzeitlichen Gutshof im Norden Reinachs. Nur noch die untersten beiden Steinlagen des Fundaments waren vorhanden. Alle darüber liegenden Kulturschichten zerstörte die landwirtschaftliche Nutzung im Laufe der Jahrhunderte.

In derselben Sondierfläche fanden sich einige runde dunkle Verfärbungen im hellen Birskies, die vermutlich von Pfostengruben herrühren. Sie weisen auf ehemalige Gebäude oder andere hölzerne Konstruktionen hin, die im Boden verankert waren. Die lehmigen Verfüllungen enthielten keinerlei Funde, was eine Datierung zum jetzigen Zeitpunkt unmöglich macht.

In einer zweiten Sondierfläche stiessen die Ausgräber auf eine Grube aus der späten Keltenzeit (um 100 v. Chr.). Ähnlich wie im benachbarten «Mausacker», wo man in der Spätbronzezeit um 800 v. Chr. zahlreiche Gefässe offenbar rituell zerschlagen und danach zum Teil wieder gesammelt und regelrecht «bestattet» hatte (s. Jahresbericht 2012, S. 178–185), sind auch in dieser Vertiefung aufgesammelte Keramikscherben deponiert worden, gemeinsam mit einem länglichen Geröll. Die Bruchstücke stammen von mindestens fünf Ge-

fässen, drei Töpfen und zwei Näpfen, wobei zwei fast vollständig erhalten sind. Es macht ganz den Anschein, also ob der bronzezeitliche Ritus über sieben Jahrhunderte bis in die späte Keltenzeit überdauert hat. Sowohl der Stein als auch einige Gefässfragmente zeigen Spuren starken Feuers.

Obwohl die dritte Fläche keine archäologisch relevanten Strukturen offenbarte, zeigen die Abklärungen, dass auf der sondierten Parzelle mit Funden zu rechnen ist. Offenbar erstreckte sich der bereits von den «Mausacker»-Grabungen bekannte Kultplatz bis in diesen Bereich. Überraschend ist die Erkenntnis, dass der aus der Bronzezeit bekannte Ritus der Keramikdeponierung hier offenbar noch in der späten Keltenzeit in sehr ähnlicher Form durchgeführt wurde.

Dank der vorgezogenen Sondierungen ist die Notwendigkeit und das Ausmass einer archäologischen Ausgrabung frühzeitig klar geworden. Die gesamte Parzelle wird vor Baubeginn vollflächig zu untersuchen sein. Die Gemeinde Reinach ist darüber informiert und kann diese Erkenntnisse nun in den Planungsprozess einfliessen lassen. Damit ist sichergestellt, dass beim terminierten Baubeginn keine archäologisch bedingten Verzögerungen auftreten werden.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
September und Oktober 2015

In der nördlichsten Sondierfläche fand sich das Fundament einer römerzeitlichen Mauer vorerst noch unbekannter Funktion.

Pratteln, Kästeli-Höhe: Sondierungen auf dem «Hausberg» der Römervilla

Der Hügelzug südwestlich des grossen römischen Gutshofes Kästeli ist in mehrfacher Hinsicht eine interessante Zone: Im Laufe der Jahre kamen dort mehrfach keltische und römische Funde zum Vorschein, bislang jedoch ohne konkreten archäologischen Kontext. Dies gilt auch für den bislang herausragendsten Fund, einen kleinen keltischen Bronzekopf. Ausserdem gab es dort grosse Erdbewegungen, die vor allem im Bereich südöstlich eines Reservoirs eine kraterförmige Landschaft hinterlassen haben. Zeitpunkt und Ursache dieser Bodeneingriffe sind bislang noch unbekannt. Sie könnten beispielsweise bei der Anlage militärischer Stellungen entstanden sein. Knapp 100 Meter südwestlich befinden sich Panzersperren aus dem Zweiten Weltkrieg. Aber auch der Bau des Reservoirs Ende der 1950er-Jahre sowie raubgräberische Aktivitäten könnten zu Erdumlagerungen geführt haben.

Pratteln, Kästeli-Höhe, vier Zentimeter hoher «Keltenkopf», gefunden von Fritz Sutter. Er war vielleicht Bestandteil eines Messergriffs.

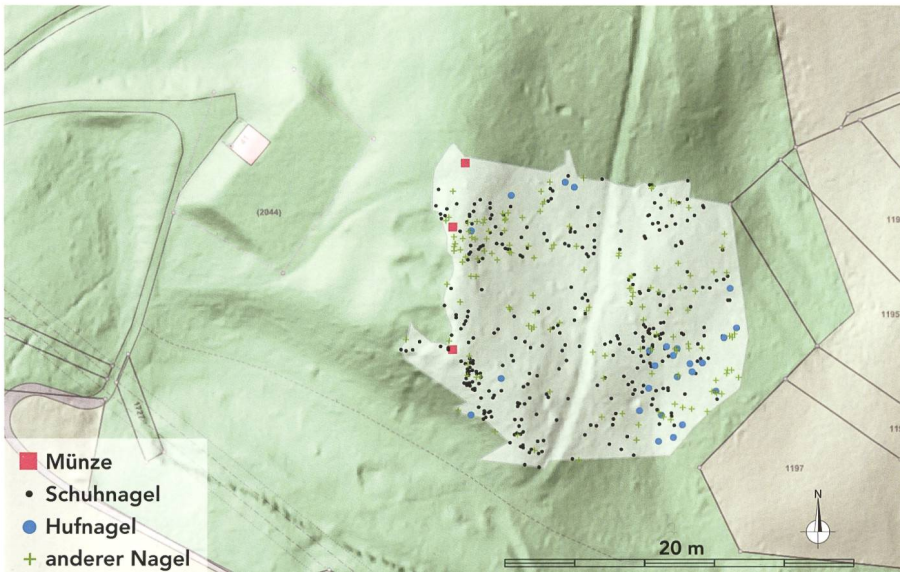
Aufgrund der Lage ist es denkbar, dass die Kästeli-Höhe ein Heiligtum aufwies oder in der Römerzeit als Refugium genutzt wurde. Ein Augenschein der Archäologie Baselland direkt vor Ort zeigte, dass Funde in der Humusschicht des Waldbodens oder gar oberflächlich direkt unter der Laubschicht liegen. Dort sind sie praktisch ungeschützt Erosion und Witterung ausgesetzt. Aus diesem Grund wurde zwischen August und November 2015 im Bereich der Kästeli-Höhe sowie an deren Ostabhang eine grossflächige Metalldetektorsondierung

in Angriff genommen. Das Ziel war es, nebst der Sicherstellung der gefährdeten Funde mehr über allfällige bislang noch unbekannte archäologische Strukturen zu erfahren.

Die Zonen wurden systematisch mit der Metallsonde abgeschritten und die gemachten Funde dreidimensional eingemessen. Eine anschliessend erstellte Karte der Fundverteilung gibt darüber Aufschluss, wo sich welche Fundarten konzentrieren. So können beispielsweise Konzentrationen von Schuhnägeln Hinweise auf alte Wege geben. Die Präsenz von Baunägeln hingegen erlaubt Rückschlüsse auf die Lage von ehemaligen Holzgebäuden.

Die Untersuchung erbrachte 679 Funde: viele – hauptsächlich neuzeitliche – Schuh- und andere Nägel sowie drei römische Münzen, darunter zwei spätrömische (Gallienus, 260–268 und Constantin I., 310–311). Weitere eindeutig keltische oder römische Objekte kamen nicht zum Vorschein. Es sieht so aus, als ob die erwähnten Erdbewegungen den archäologischen Fundplatz weitgehend zerstört haben. Ohne Grabungen, die sich derzeit jedoch nicht aufdrängen, dürfte es deshalb schwierig sein, mehr über die Bedeutung der Kästeli-Höhe in frühgeschichtlicher Zeit zu erfahren.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
August bis November 2015

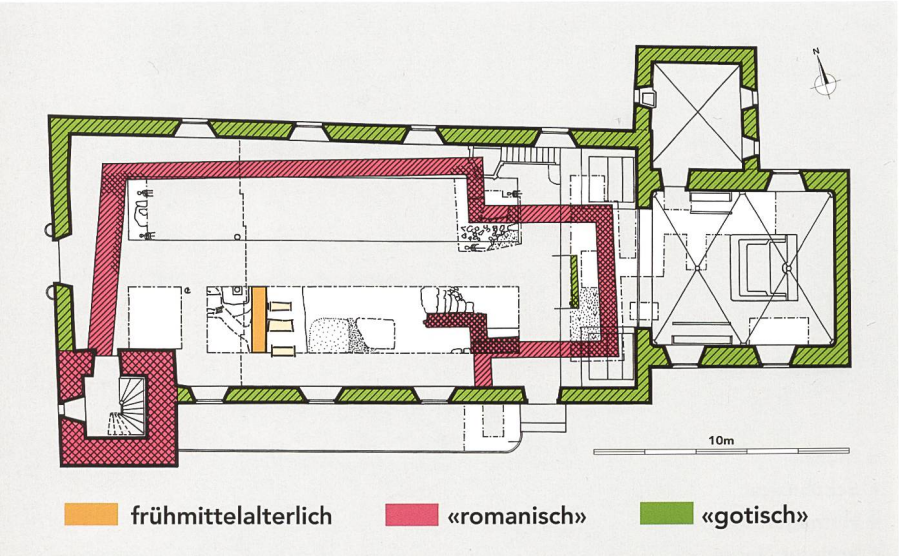


Im Geländerelief der Anhöhe sind die unförmigen Krater südöstlich des Reservoirs deutlich zu sehen (geoview.bl.ch).

Pfeffingen, Baumgartenweg: heisse Spur dank ein paar Ziegeln

Pfeffingen, Baumgartenweg. Steht die nur wenige Meter oberhalb gelegene Kirche auf einem römischen Gebäude? Die Altgrabungen blieben unklar.

Die Ursprünge des Ortes Pfeffingen liegen derzeit noch weitgehend im Dunkeln. Das ist bedauerlich, denn die historische Überlieferung lässt eine frühe Entstehung und bedeutende Vergangenheit erahnen. Zusammen mit einem heute nicht mehr lokalisierbaren Herrenhof in Aesch bildete wohl die Martinskirche von Pfeffingen schon im Frühmittelalter das Zentrum eines ausgedehnten Herrschaftskomplexes. Die zugehörige Pfarrei schloss im Mittelalter auch die Dörfer Aesch, Reinach, Duggingen und Grellingen mit ein. Schon um 1000 dürfte am Ort des späteren Schlosses eine erste Grafenburg errichtet worden sein.



Eine Schlüsselstelle zur Erforschung von Pfeffingens Frühzeit nimmt die Kirche St. Martin ein. Leider brachten Schürfungen 1955/56 und 1961 im Chor und Schiff der Kirche damals nicht die nötige Klarheit. Die ungenügende Dokumentation lässt eigentlich nur gerade den Schluss zu, dass es Steinplattengräber gab, die wohl im Innern einer frühmittelalterlichen Kirche angelegt worden waren. Wie diese Kirche aussah, ob es noch weitere, bedeutendere Bestattungen gab und in welchen geschichtlichen Kontext ihre Gründung gehörte, ist völlig offen. Dies ist umso bedauerlicher, als 1982/83 im nahen Aesch in der Flur Saalbünten eine weitere, etwas jüngere Kirchenanlage des 9./10. Jahrhunderts entdeckt wurde, die möglicherweise mit der Etablierung des Königreichs

Burgund in Zusammenhang steht, das zeitweilig bis in die Region Basel reichte.

Seit langem ist bekannt, dass es eine ganze Reihe von dem fränkischen «Nationalheiligen» Martin geweihten Kirchen gibt, die noch im 6./7. Jahrhundert gegründet wurden und damit zu den ältesten frühmittelalterlichen Gotteshäusern gehören. Da die fränkischen Merowingerkönige und ihre Gefolgschaft beim Aufbau ihrer Herrschaft gerne an spätrömischen Strukturen anknüpften, erstaunt nicht, dass diese frühen Martinskirchen oft mitten in römischen Siedlungen errichtet wurden. Gute Beispiele sind die Martinskirchen von Basel und Liestal.

Genau in dem Zusammenhang sind ein paar unscheinbare römische Leistenziegel interessant, die bei einer Baustellenkontrolle am Baumgartenweg, gut zwanzig Meter im Hang unterhalb der Kirche von Pfeffingen, entdeckt wurden. Sie fanden sich verlagert in einer Schwemmschicht und sind der erste Beleg für ein römerzeitliches Gebäude in der Umgebung. Damit steigt die Chance erheblich, dass das Pfeffinger Gotteshaus in dieselbe Kategorie von frühen Martinskirchen gehört.

Örtliche Leitung: Simone Kiefer
Bericht: Reto Marti
Dezember 2015

Die römischen Leistenziegel fanden sich im hinteren Bereich der Baugrube unterhalb der Kirche.

Wahlen, Bännli. Die Bännlifelsen bilden einen markanten Abschluss des Laufener Beckens südlich von Wahlen. Die Schlacken fanden sich am Nordfuss des Höhenzugs, in der Nähe von möglichen Spuren des Erzabbaus.

Wahlen, Bännli: frühmittelalterliche Eisenverhüttung im Laufener Becken

Immer wieder werden aus dem Umkreis der Bännlifelsen bei Wahlen archäologische Funde gemeldet. Entweder wurden die spektakulär in den Himmel ragenden Felsformationen früher zu kultischen Zwecken aufgesucht, oder die Bevölkerung der Umlands fand hier Schutz in unsicheren Zeiten. So sind bisher Spuren aus Urgeschichte, später Römerzeit und hohem Mittelalter überliefert. Im Mittelalter erhoben sich gleich zwei Burganlagen dort oben.

Um die Fundstellen besser verstehen und auseinanderhalten zu können, werden sie seit einiger Zeit von ehrenamtlichen Spähern systematisch prospektiert. Ein herausragendes Fundstück aus einer der Burgstellen, das äusserst qualitätvolle Bleimodell einer Scheibenfibel des 10. Jahrhunderts, wurde im letzten Jahresbericht vorgestellt (Jahresbericht 2014, S. 124–127).

Beim Absuchen des weiteren Geländes stiessen Wolfgang Niederberger und Jean-Luc Doppler am Nordhang des Bännlis auf eine Konzentration von Eisenschlacken. Die erkennbaren Fliessstrukturen und das vergleichsweise hohe Gewicht der Stücke liess auf einen Rennofen hohen Alters schliessen. Ein mittlerweile vorliegendes Radiokarbon-Datum bestätigt den Eindruck: Schon im späteren 5. oder 6. Jahrhundert dürfte man demnach in Wahlen Eisen verhüttet haben.

Die unterhalb der Bännlifelsen aufgelesenen Schlacken haben ein hohes Gewicht, was auf schlechte Ausbeutung und damit ein hohes Alter hinweist.

Frühmittelalterliche Schmiedeesse mit Schutzschild aus Sandstein im benachbarten Büsserach, untersucht 2010/2011 (Kantonsarchäologie Solothurn).

Dass die lokale Eisengewinnung im Jura nach dem Zusammenbruch der römischen Wirtschaft, dem auch der Eisenhandel zum Opfer fiel, enorm an Bedeutung gewann, ist seit längerem bekannt. Die Entdeckung eines etwa zeitgleichen Verhüttungsplatzes zeigte vor ein paar Jahren in Pratteln, dass man sich in zentralen Regionen relativ rasch wieder auf die lokale Produktion besann (vgl. Jahresbericht 2007, S. 38–43).

Dass man sich so früh auch ins Innere des Jura begab, um neue Erzvorkommen zu erschliessen, überrascht auf den ersten Blick. Vor ein paar Jahren haben unsere Kollegen der Kantonsarchäologie Solothurn jedoch im benachbarten Büsserach Teile einer früh- und hochmittelalterlichen Siedlung freigelegt, in der immerhin schon ab der Zeit um 600 Eisengewinnung nachgewiesen ist.

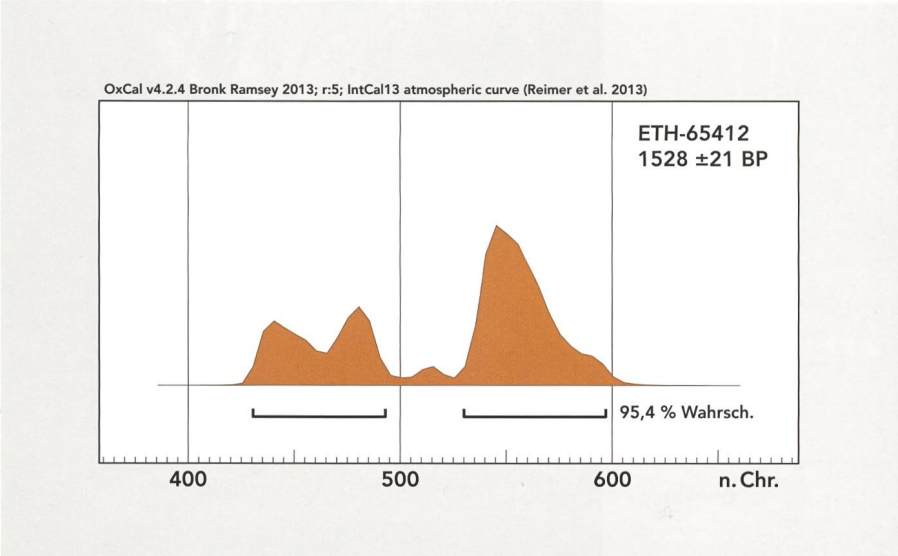
Heute muss man davon ausgehen, dass die Besiedlung nach dem späten 3. und 4. Jahrhundert drastisch zurückgegangen ist. Die schweren wirtschaftlichen Krisen und kriegerischen Auseinandersetzungen haben das römische Reich schliesslich auseinanderbrechen lassen. Die verunsicherte Bevölkerung zog sich in dichter besiedelte Regionen entlang wichtiger Verkehrswege im Umfeld zentraler befestigter Plätze wie Kaiseraugst oder Basel zurück. Archäologische Hinweise für eine so frühe Besiedlung abgelegener Landschaften, wie

es die Neufunde in Wahlen und Büsserach vermuten lassen, sind derzeit noch dünn gesäht. Einen Hinweis liefern jedoch die Ortsnamen: Büsserach, Brislach, ein heute verschwundenes Iberach oder Röschenz sind Bezeichnungen von Siedlungen, die in gallorömische Zeit zurückgehen. Der Name Wahlen kennzeichnet einen Ort, in dem «Walen» oder «Welsche» lebten: So bezeichneten germanische Siedler die alteingesessene Bevölkerung, die im Frühmittelalter noch ein Spätlatein sprach. Dies lässt darauf schliessen, dass die naturräumlich geschützte Siedlungskammer des Laufener Beckens ohne Unterbruch über das Ende der Römerzeit hinaus besiedelt blieb und die Ortsnamen deshalb nicht vergessen gingen.

Bleibt die Frage nach dem Erz, das verhüttet wurde: In aller Regel hat man in dieser Frühzeit Bohnerz verarbeitet. Anders als im benachbarten Büsserach sind aus Wahlen bisher jedoch keine Bohnerzvorkommen bekannt. Entweder hat man das Erz demnach aus der Nachbarschaft herbeigeschafft, oder man ist südlich der Bännlifelsen fündig geworden, wo Schichten des Callovien und der unteren Doggers anstehen, die ebenfalls eisenhaltig sein können.

Bericht: Reto Marti

Das aus einer Holzkohle gewonnene kalibrierte Radiocarbon-Datum verweist die Eisenverhüttung ins spätere 5. oder eher 6. Jahrhundert.



Liedertswil, Mörlifluh. Ein sehr stummer Zeuge: Der Halsgraben, der den Innenbereich schützte, ist der einzige heute noch sichtbare Hinweis auf die frühe Adelsburg.

Liedertswil, Mörlifluh: Abklärungen rund um die neuentdeckte Burg

Eine neue Burg findet man in der dicht besiedelten Schweiz nicht alle Tage. Dem ehrenamtlichen Späher Bruno Jagher ist dieses Kunststück mit seiner Entdeckung auf der Mörlifluh oberhalb von Liedertswil gelungen (vgl. Jahresbericht 2014, S. 52–55). Bei systematischen Begehungen stiess er auf dem entlegenen Bergrücken auf einen künstlichen Grateinschnitt. Die Vermutung lag nahe, dass es sich dabei um den Wehrgraben einer bislang unbekannten Burgstelle handelt. Die letzten Zweifel räumten schliesslich Funde aus der direkten Umgebung aus, darunter Pfeileisen und ein Reitsporn aus dem hohen Mittelalter. Bei der Wehranlage auf der Mörlifluh scheint sich um eine frühe Adelsburg des 10./11. und 12. Jahrhunderts gehandelt zu haben, die zu früh und zu kurz besiedelt war, als dass sie in den schriftlichen Quellen einen Niederschlag gefunden hätte.

2014 wurde das Gelände oberflächlich intensiv abgesucht und anschliessend mit der Publikation des letzten Jahresberichts der Öffentlichkeit bekanntgemacht. Im vergangenen Jahr nun wurde der Burghügel feintopografisch vermessen (s. Kap. «Dokumentation und Archiv»). Zudem führte die Archäologie Baselland, sobald es die Witterung erlaubte, im Burgareal eine kleine Flächengrabung durch, um mehr über die Erhaltung der Anlage und ihre Datierung zu erfahren. Der Halsgraben

Harter Frühjahrseinsatz. Raue Bedingungen herrschten beim Ausgraben der Sondierfläche auf 890 Metern Höhe.

ist bis heute nämlich der einzige oberflächlich sichtbare Überrest der Burg.

Mit Absicht wurde für die Datierung eine Fläche einige Meter südlich unterhalb des Grates im steilen Abhang ausgewählt: Von vergleichbaren Burgen wie beispielsweise der Ruine Altenberg bei Füllinsdorf weiss man, dass die Umfassungsmauern gerne weit in den Hang hinaus gesetzt wurden, um Platz zu gewinnen. Anschliessend wurden die Mauern hinterfüllt, um im Innern der Burg eine ebene Fläche anzulegen. Die Sondierfläche sollte also im Idealfall die Fundamente einer Umfassungsmauer zum Vorschein bringen.

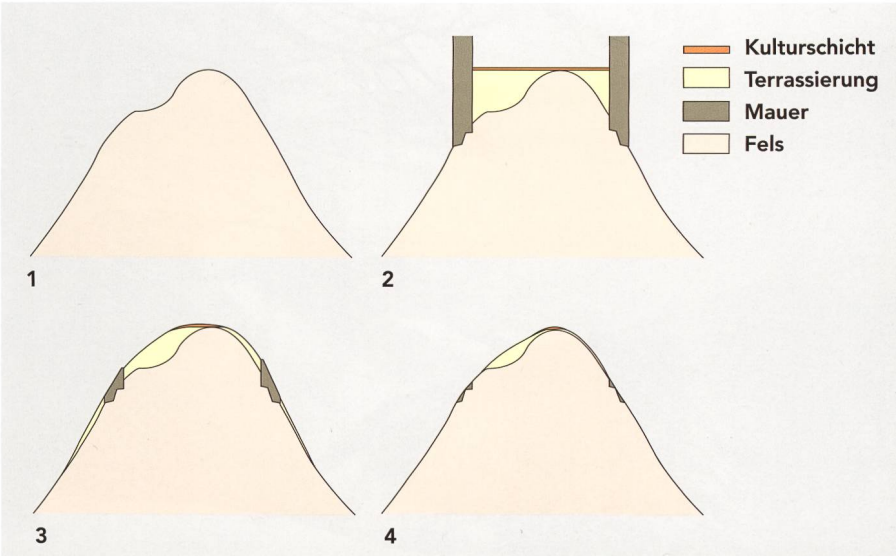
Der Befund: Nach wenigen Zentimetern Waldboden kam der stark verwitterte Fels zum Vorschein.

Nach Beginn der Sondierung war aber rasch klar, dass die Erwartungen nicht erfüllt würden: Unter dem Waldboden kam schon nach wenigen Zentimetern der blanke, zerklüftete Fels zum Vorschein. Es fanden sich weder Mauerreste noch sonstige eingetiefte Befunde wie beispielsweise Pfostengruben einer Umwehrung oder eines Innengebäudes. Zudem kam kein einziger Fund ans Licht.

Dieses Resultat ist auf den ersten Blick enttäuschend. Doch es zeigt, welchen gewaltigen Effekt die Erosion an einem solch steilen, exponierten Grat im Laufe der Jahrhunderte haben kann. Falls

es am Ort der Sondierung einmal eine Mauer gegeben hat, ist sie komplett zerfallen. Dies war möglich, weil der Aushub eines Fundamentgrabens, in dem sich noch Reste der Mauer hätten erhalten können, nicht zwingend notwendig war. Der natürlich anstehende gestufte Fels war als Baugrund vielmehr stabil genug. Ein solches Vorgehen hinterliess nur wenige Bearbeitungsspuren im natürlichen Untergrund, die aufgrund der witterungsbedingten Zerklüftung des Felsens heute kaum mehr zu erkennen wären. Dasselbe Schicksal wie die Mauern ereilte auch die hinterfüllten Schichten: Nach dem Abgang der Mauern folgten auch sie der Schwerkraft und verlagerten sich hangabwärts. Zurück blieb der felsige Grat, der sich kaum von anderen Jurahöhenzügen unterscheidet – wären da nicht der Halsgraben und die Metallfunde, die eindeutig auf die rund 800 Jahre alte Anlage hinweisen.

Nicht nur die ursprüngliche Gestalt der Burg wirft demnach Fragen auf. Auch die Motivation, auf diesem abgelegenen Felsrücken in fast 900 Metern Höhe, fernab jedes Verkehrsweges eine Wehranlage zu errichten, erschliesst sich nicht sogleich. Der Bevölkerungsdruck war um 1000, also ganz zu Beginn des hochmittelalterlichen Landesausbaus, kaum so gross, dass man deshalb bereits derart marginale Zonen herrschaftlich erschliessen



Schematischer Ablauf der Aufbau- und Erosionsprozesse auf der Mörlifluh.
1 Vorzustand, 2 Burg, 3–4 Zerfall und Erosion.

musste. Der Faltenjura mit seinen steilen Hängen bot den mittelalterlichen Menschen zudem wenig Möglichkeiten für eine über die Viehhaltung hinausgehende Landwirtschaft.

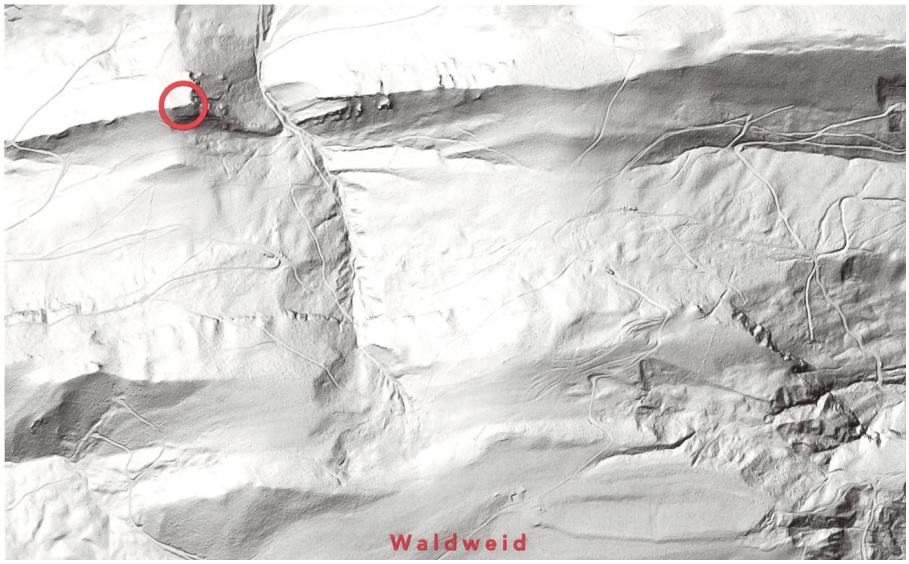
Eine mögliche Erklärung für die ungewöhnliche Standortwahl könnte darin zu suchen sein, dass es den adeligen Burgenbauern weniger um agrarische als um andere Ressourcen ging. Dank breit angelegten Untersuchungen namentlich von Ludwig Eschenlohr wissen wir, dass nach der Auflösung des römischen Reiches und der damit einhergehenden Regionalisierung von Wirtschaft, Handel und Gesellschaft die Eisenerzvorkommen des Jura wieder in den Fokus der Menschen rückten.

Vor ein paar Jahren wurden an der Oberemattstrasse in Pratteln Eisenverhüttungsöfen entdeckt, die ins 5./6. Jahrhundert n. Chr. datieren und den Beginn dieser Entwicklung markieren (vgl. Jahresbericht 2007, S. 38–43). Schon im Laufe des 6. Jahrhunderts suchten die Eisenhandwerker die Juratäler auf, wie neben dem neu entdeckten Verhüttungsplatz in Wahlen etwa die Ausgrabungen von Develier-Courtételle im Delsberger Becken zeigten. Die frühen Hochöfen des 12./13. Jahrhunderts in Langenbruck-Dürstel zeugen eindrücklich von den fortschrittlichen Technologien, die bei der Gewinnung des damals kostbaren Eisens zum Einsatz kamen.

Der stark strukturierte Faltenjura mit Höhen um 700–1100 Meter ist für Ackerbau wenig geeignet (Panoramio, mi_amann).

Eisenerz kommt auch im Umfeld der Mörlifluh vor. So stehen erzführende Schichten der sogenannten Passwang-Formation beziehungsweise des unteren Doggers am Nordhang des Burghügels selber an. Über deren Mächtigkeit ist allerdings nichts bekannt. Abbauspuren sind keine erkennbar. Nur einen Kilometer weiter südlich beim Örlenberg hingegen liegen rund um die Waldweid sehr bedeutende Bohnerzvorkommen. Tiefe Furchen im Wald weisen auf möglichen Abbau hin. Ein Netz von alten Pfaden führt, teilweise als Hohlwege ausgebildet, zum einen zur Burgstelle, zum andern aber auch die Steilhänge hinauf zu diesen Vorkommen. Ein weiteres Wegesystem dieser Art führt ostwärts nach Waldenburg. Natürlich ist es schwierig, die Entstehung dieser Wege zeitlich näher einzugrenzen. Dass sie mit dem Erzabbau zusammenhängen, scheint aber naheliegend.

Zu überprüfen wäre schliesslich der Flurname «Örli», der in der Umgebung der Burg gleich mehrfach vorkommt. Auch die Bezeichnung «Mörli»-Fluh geht letztlich auf ein «zum Örli» zurück. Landläufig wird «Örli» oder «Erli» als «Land bei den Erlen» interpretiert, was zumindest aus heutiger Sicht keineswegs in jedem Fall einleuchtet. Weder die Gegend um die Mörlifluh noch der Örlenberg sind typische Erlenstandorte. Steckt im Namen «Örli» deshalb vielleicht der althoch-



Im Lidar-Scan sind südlich und östlich der Mörlifluh (Kreis) zahlreiche Wege zu erkennen, die teilweise in Richtung Waldweid führen.

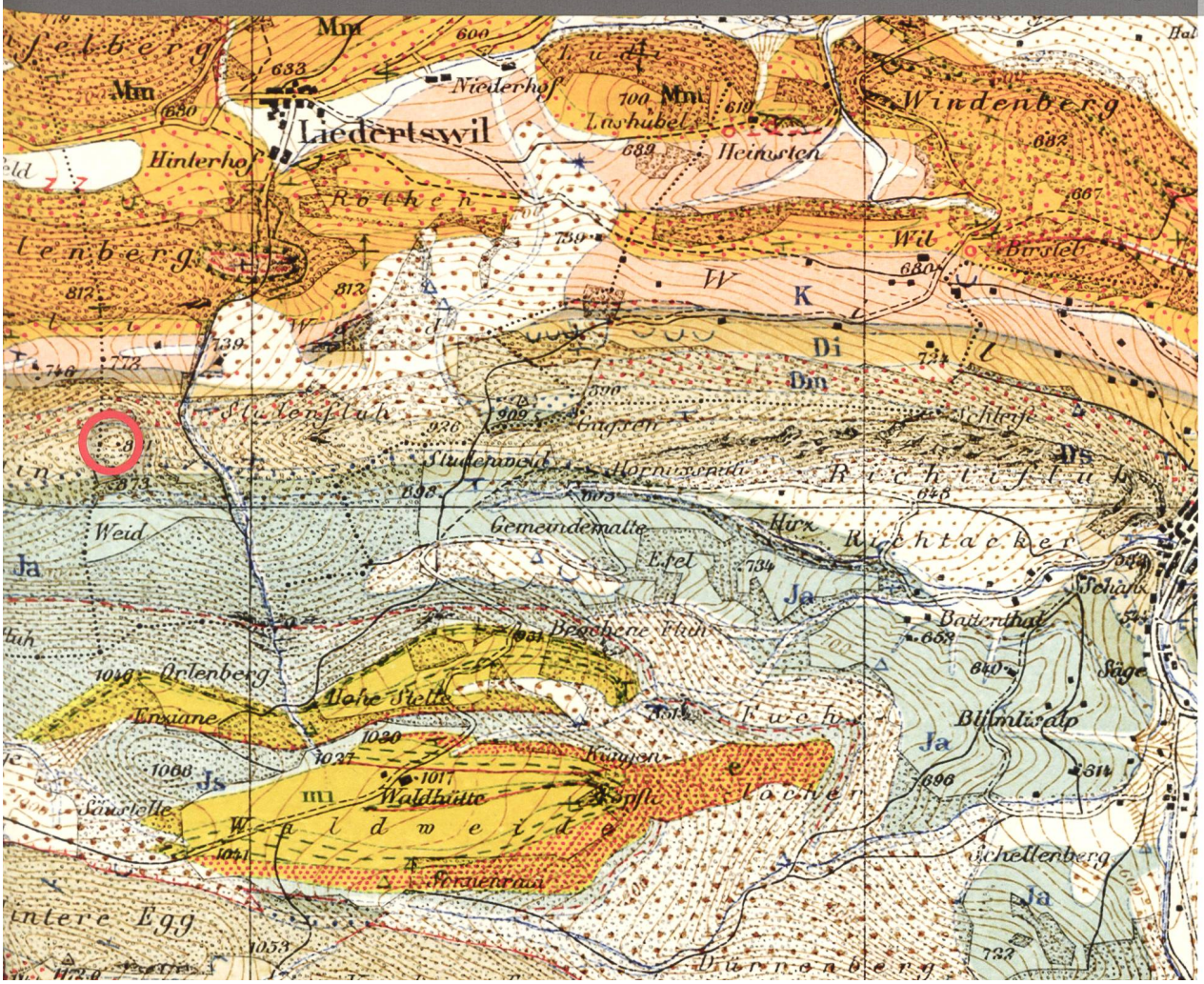
Blick vom «Erli» bei Diegten zum Naturschutzgebiet Chilpen, wo die tiefen Gräben des Bohnerz- und Lehmabbaus bis heute gut zu sehen sind.

deutsche Name «Er» für Erz? Meint die Verkleinerungsform gar das «kleine Erz», also Bohnerz oder die kleinen Eisenoolith-Kügelchen im Gestein?

Der Flurnamenbefund um die Mörlifluh steht keineswegs allein: Im Umfeld von «Erli» und «Erliacker» in Diegten wurde bis ins 18. Jahrhundert Bohnerz abgebaut. Auch im Chrützholz, östlich des Erli in Ziefen, sind noch heute Spuren des Abbaus von Bohnerz erkennbar. Bei Pratteln, wo nachweislich im 5./6. Jahrhundert Eisen verhüttet wurde, findet sich ein «Erli» im Bereich von erzführenden Schichten des unteren Doggers. Am Helfenberg bei Langenbruck wird eine Grube im unteren Dogger als «Erliloch» bezeichnet ...

Die Ausführungen zeigen, welch grosses Potential die Suche nach abbauwürdigen Erzlagerstätten im Jura noch birgt. Es bräuchte thematisch weiter ausgreifende Forschungen, um zu verstehen, was die Menschen vor rund 1000 Jahren tiefer in den Jura getrieben hat. Archäologie, Geologie und Flurnamenforschung sind gefordert.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Reto Marti und Jan von Wartburg, mit Dank an die Geologen Philippe Rentzel und Peter Bitterli-Dreher
März und April 2015



Auf der geologischen Karte von Friedrich Mühlberg, die er in den Jahren 1888–1912 aufgenommen hat, treten die bohnerzführenden eozänen Tonablagerungen um die Waldweid (gelb mit dichten roten Punkten) deutlich hervor. Die Burgstelle auf der Mörlifluh (Kreis) liegt direkt über dem nördlichen Zugang zu dieser Lagerstätte, deren ursprüngliche Ausdehnung noch genauer untersucht werden müsste.

Was ist natürlich, was von Menschenhand geschaffen? Blick von Ränggen 1 nach Osten zum Felskopf von Ränggen 2, deren Spuren – Mauerreste, Gräben – heute nur noch mit geübtem Auge zu erkennen sind.

Diegten, Ränggen 2: grösser als gedacht

Der Höhenzug «Ränggen» befindet sich auf der Westseite des Diegtertals an der südlichen Gemeindegrenze zu Eptingen. Als Teil der nördlichsten Kette des Faltenjuras verengt er das Diegtertal bis auf wenige Dutzend Meter. Es überrascht daher nicht, dass diese natürliche Talsperre bereits zu früheren Zeiten eine strategische Bedeutung hatte. Die Aussicht gegen Norden, Süden und Osten ist hervorragend. Prähistorische, vor allem keltische und römische Funde deuten auf eine vormittelalterliche Besiedlung oder zumindest intensive Begehung hin.

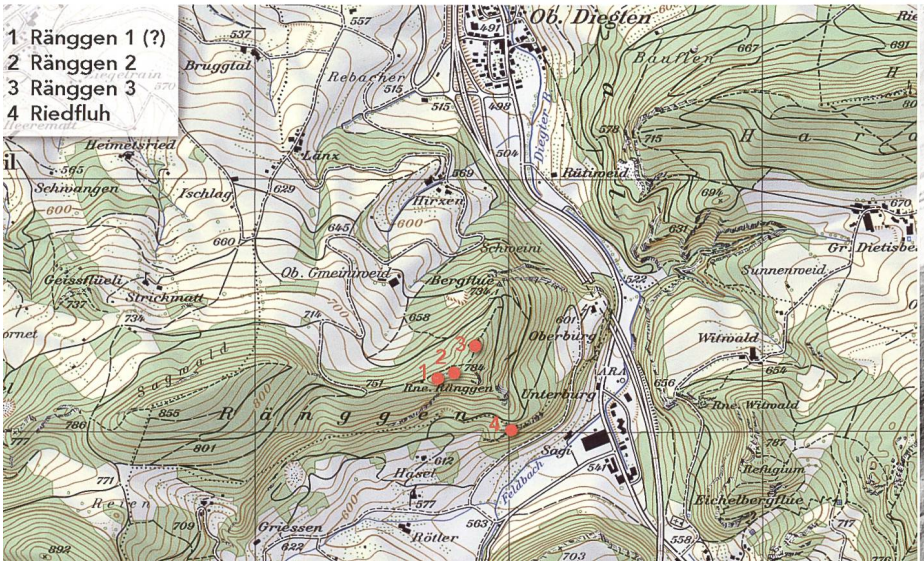
Die Deutung des Namens «Ränggen» will den Sprachforschern nicht so richtig gelingen. Denkbar ist, dass er im lokalen Dialekt einen felsigen, schrundigen Bergzug bezeichnet. Möglich ist aber auch, dass sein Name auf das Mittelalter und den Ritter Cuonrat Rencke zurückgeht, der 1334 als Gemahl der Elisabeth von Eptingen bezeugt ist. Denn auf dem «Ränggen» standen im Mittelalter mehrere Burganlagen, die in jüngeren Quellen auch als «Rucheptingen» oder «Haselburg» erwähnt sind. Nach allem, was wir heute wissen, waren diese Festen jedoch nicht über das späte 13. Jahrhundert hinaus bewohnt. Herr Rencke hätte seinen Namen demnach an Ruinen übertragen.

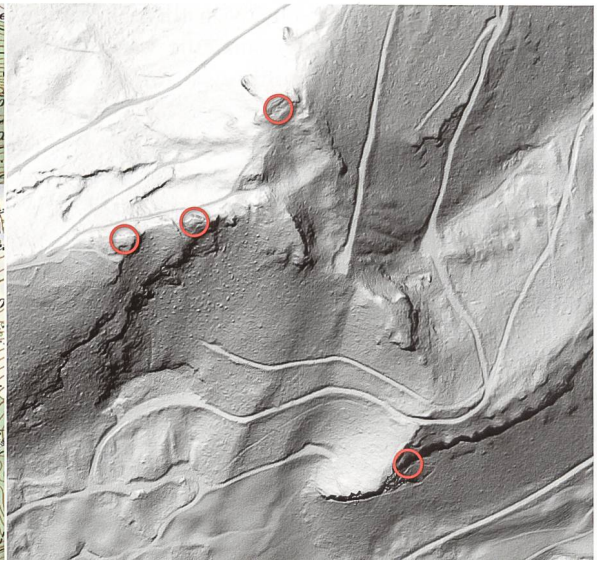
Wie viele Burgen auf der höchsten Erhebung des «Ränggen» standen, ist derzeit gar nicht so einfach zu beantworten. Nähert man sich der Stätte

Blick gegen Südwesten auf den Hauptfelsen von Ränggen 2. Die neu entdeckte Mauer 8 liegt am Wegrand ungefähr in der Bildmitte.

Der Ränggen zwischen Diegten und Eptingen mit den drei Befestigungsanlagen und der Grottenburg Riedfluh (Bewilligung swisstopo BA16030).

von Westen, fällt als erstes eine steile Böschung auf, die im oberen Bereich durch ein doppeltes Wall-Graben-System geschützt ist. Ob an dieser als Ränggen 1 bezeichneten Stelle wirklich jemals eine Burg stand, erscheint fraglich. Denkbar ist, dass man mit dieser Wehranlage lediglich den dahinter sich erstreckenden Bereich zu schützen suchte. Dort liegen dicht beieinander die Burgruinen Ränggen 2 und 3. Beide waren in den 1950er Jahren Ziel archäologischer Schürfungen, wobei die Dokumentation leider mehr Fragen aufwirft als beantwortet. Von keiner der drei Anlagen liegen zeitgenössische Quellen wie beispielsweise Urkunden vor.





Etwa 80 Meter östlich von Ränggen 1 ragt der höchste Punkt des Höhenzuges auf: Auf dem felsigen Sporn befinden sich die Reste der Ruine Ränggen 2. Funde weisen auf eine Entstehung im fortgeschrittenen 11. oder spätestens im 12. Jahrhundert hin. Ein auf der Ausgrabung in den 1950er-Jahren angeschnittener Brandhorizont lässt auf einen Abgang der Burg im späteren 13. Jahrhundert schliessen.

Rund 120 Meter nordöstlich dieser Anlage befindet sich die Ruine Ränggen 3, die erst 1953 entdeckt und teilweise ausgegraben wurde. Sie scheint erst im 13. Jahrhundert entstanden zu sein, und auch hier fanden sich Zeugnisse einer Brandkatastrophe, die sich nach dem umfangreichen Fundmaterial zu schliessen im späteren 13. Jahrhundert ereignet haben muss und die das Ende der Anlage bedeutete.

Solange die Reste im Boden nicht besser untersucht sind, bleibt es schwierig, sich ein Gesamtbild zu machen. Wieso drängten sich gleich zwei oder sogar drei Burgen auf derart engem Raum? Wie standen Ränggen 2 und 3, die nachweislich in derselben Zeit existierten und womöglich sogar gemeinsam einer Feuersbrunst zum Opfer fielen, zueinander? Und wie war das Verhältnis zur kleinen Grottenburg Riedfluh, die etwa von 1050 bis 1200 besiedelt war und nur etwa 300 Meter weiter

Die kleine, gut erforschte Grottenburg Riedfluh liegt nur 300 Meter unterhalb der Ränggenburgen (Joe Rohrer).

südöstlich in der Nische einer Felswand angelegt worden war? Gehörten die Bauwerke gar zu einer einzigen grossen Wehranlage, ähnlich, wie wir dies von frühmittelalterlichen Fluchtburgen kennen? Ganz auszuschliessen ist dies nicht, auch wenn die ältesten bekannten Funde nicht vor das 11. Jahrhundert zurückreichen.

Eine der seltenen Grabungsfotos zeigt, dass in den 1950er Jahren auf Ränggen 3 noch erhebliche Mauerpartien erhalten waren

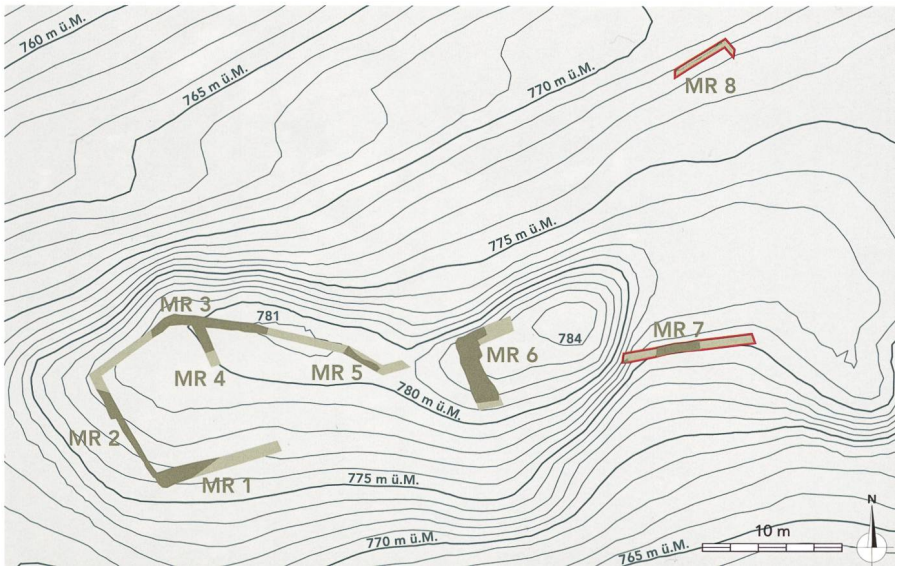
Ein Kontrollgang im Frühjahr 2015 zeigte, dass einige Mauerabschnitte von Ränggen 2 starker Erosion ausgesetzt sind und in wenigen Jahren wohl nicht mehr erkennbar sein werden. Aus diesem Grund wurde beschlossen, alle heute noch oberflächlich sichtbaren Strukturen der drei Anlagen – seien es Mauerreste, Gräben oder Wälle – dreidimensional einzumessen und zu fotografieren. Um die Mauern nicht noch mehr zu exponieren, wurde auf eine Freilegung verzichtet. Die modernen Einmessungen sollten zudem dazu dienen, die Grabungspläne aus den 1950er-Jahren besser verorten zu können.

Während der Begehungen wies Christoph Reding aus Eptingen auf zwei bisher unbekannte Mauerreste im Bereich von Ränggen 2 hin. Sie zeigen, dass die Burg eine wesentlich grössere Ausdehnung besass als bisher angenommen und sich keineswegs nur auf die beiden höchsten schmalen Felsrippen beschränkte. Mauer 7 liegt als äusserst

erosionsgefährdete Sperre zwischen zwei Flanken des anstehenden Felses östlich unterhalb des hoch aufragenden Sporns, auf dem das mutmassliche Hauptgebäude der Burg stand. Mauer 8 liegt in der Böschung eines Waldweges etwa 10 Meter nordöstlich unterhalb des Hauptbaus. Sie knickt im Osten deutlich erkennbar nach Südosten hin ab. Ohne Ausgrabungen ist es nicht möglich, genauere Rückschlüsse auf die Funktion der Mauer zu ziehen. Ihre Lage spricht am ehesten für eine nördliche Begrenzung der Burganlage.

Die neu entdeckten Mauerabschnitte zeigen, dass trotz mehreren Grabungskampagnen wohl noch einige Gebäudereste im Untergrund verborgen liegen. Mit Ausnahme der exponierten und nun dokumentierten Mauerreste sind diese im Boden jedoch bestens geschützt und sollten dies auch bleiben. Auch wenn auf diese Weise noch viele Fragen zu den drei Anlagen offen bleiben, ist die Erhaltung der Befunde aus grundsätzlichen Überlegungen sicher höher zu gewichten.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Reto Marti und Jan von Wartburg
Juni und Dezember 2015



Aktuell erkennbarer Grundriss von Ränggen 2. Die neu entdeckten Mauerzüge 7 und 8 sind rot hervorgehoben.

Münchenstein, Münchstrasse: eine Zisterne mit unterirdischer Zuleitung

Die Archäologie Baselland begleitete im Frühling des Berichtsjahres die Aushubarbeiten für die Erweiterung des Schulhauses Löffelmatt zwischen dem Steinweg und der Münchstrasse. Dieses Gebiet befindet sich im Einflussbereich von gleich vier archäologischen Schutzzonen: im Westen Schloss Münchenstein, im Norden die reformierte Pfarrkirche, im Süden die frühmittelalterlichen Steinplattengräber im «Göbli» und im Südosten der Steinbruch «Blinden», in dem wiederholt Lesefunde aus der Altsteinzeit gemacht wurden.

Münchenstein, Münchstrasse. Der Kanal während der Freilegung. Er mündete talwärts in die im Hintergrund erkennbare Zisterne.

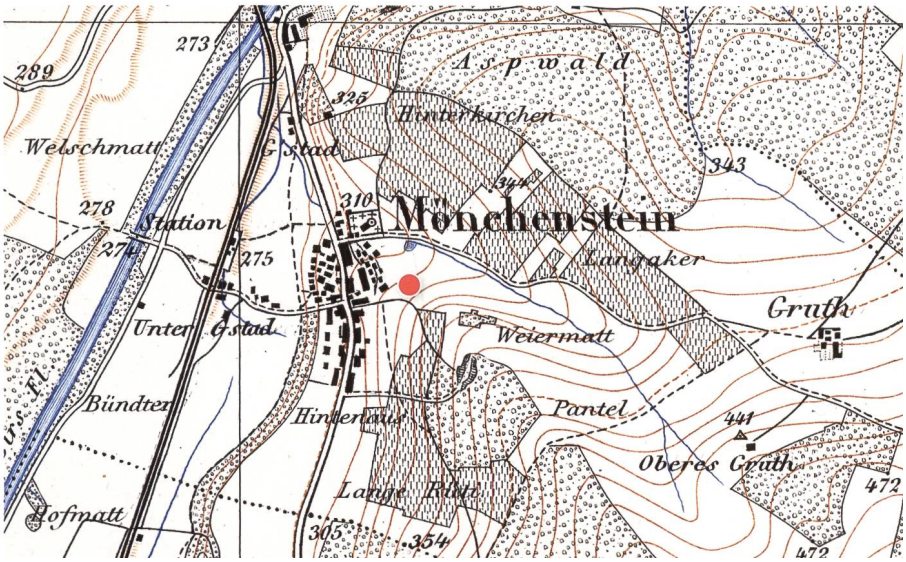
Trotz der beeindruckenden Dichte archäologischer Fundstellen in nächster Umgebung kamen in der Baugrube nur wenige Spuren der Vergangenheit ans Licht: Gegen den Hang im Südosten fand sich ein unterirdischer Kanal, der in eine Zisterne mündete. Seine Seitenwände bestanden aus gestellten und nur grob bearbeiteten Kalkbruchsteinen. Flache Platten aus demselben Material bildeten die Decke. Ein eigentlicher Kanalboden fehlte; der in der Umgebung natürlich anstehende tonige Lehm genügte als Abdichtung. Der Kanal war nicht komplett mit Sediment verfüllt; es floss sogar noch ein wenig Wasser.

Die gemauerte Zisterne besass eine quadratische Öffnung mit einer Seitenlänge von etwa einem Meter. Die Wände war ebenfalls aus grob bearbeiteten Kalkbruchsteinen gefügt, die man ohne grosse Sorgfalt mit einem grauen Kalkmörtel

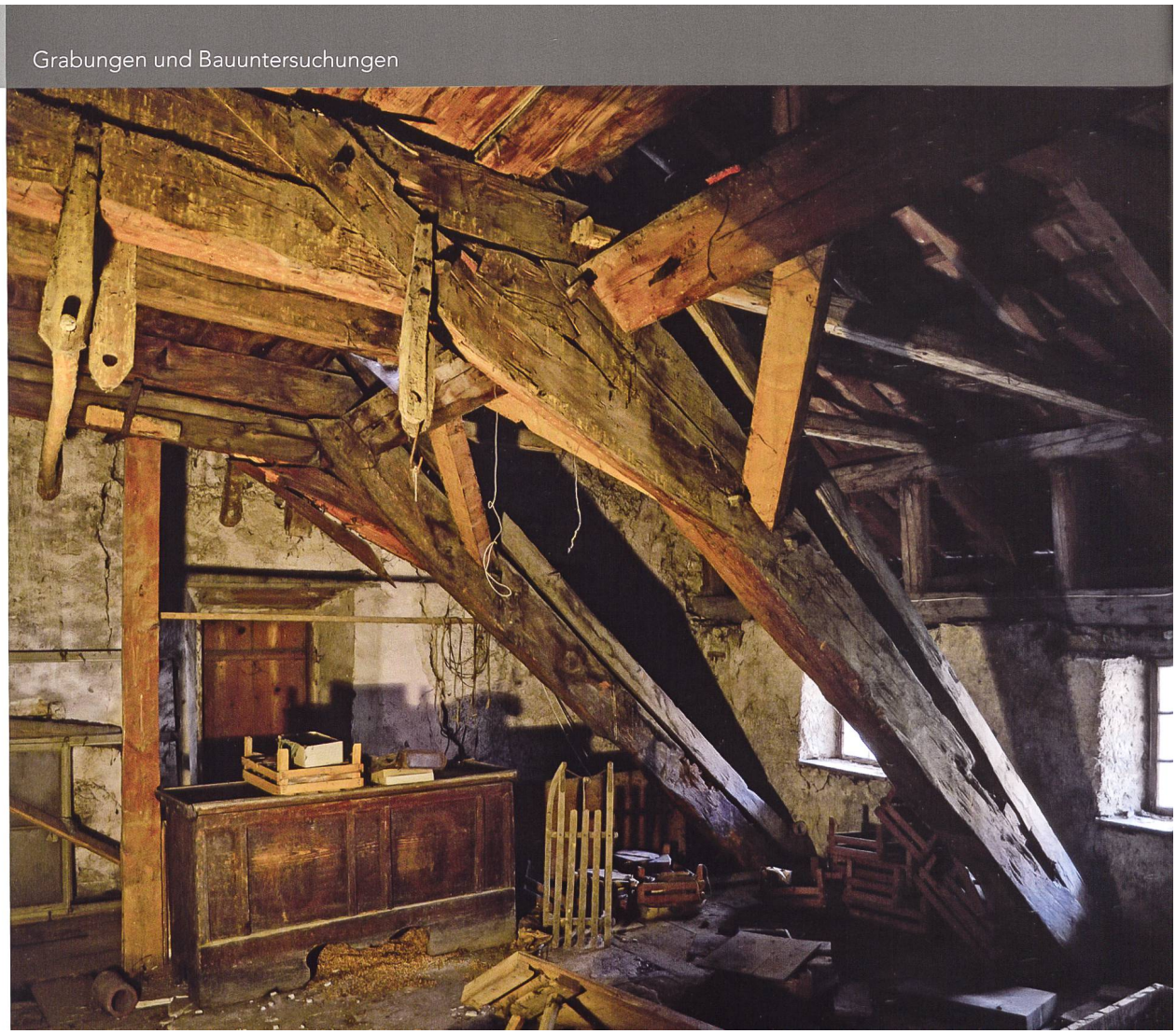
überpflastert hatte. Zisterne und Kanal lagen im Verband, dürften also zur gleichen Zeit entstanden sein. Ursprünglich reichte die Zisterne noch einen Meter höher, bis knapp unter die ursprüngliche Geländeoberfläche. Vom dokumentierten Niveau reichte die Zisterne noch etwa einen Meter tiefer. Den Boden bildete auch hier wiederum der wasserundurchlässige tonige Lehm. Nach Aufgabe der Zisterne füllte man sie mit allerlei Siedlungsabfall, Kies und Lehm auf. Die Funde – darunter Biberschwanzziegel, glasierte Teller sowie Steingut- und Fayenceware – datieren die Verfüllung spätestens an den Anfang des 20. Jahrhunderts.

Siedlungsstrukturen direkt um die Zisterne fehlen, so dass anzunehmen ist, dass sie zur Bewässerung eines Gartenbereichs gehörte. Offensichtlich sammelte der Kanal das reichlich vorhandene Hangwasser, das – bedingt durch den wasserundurchlässigen Boden im Bereich der Fundstelle – nur wenig versickert. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass der ehemals an der Oberfläche fliessende Gruthbach nur wenige Dutzend Meter nördlich der aktuellen Fundstelle bis in die 1920er-Jahre zur Wasserentnahme gestaut wurde. Dies ist in der Siegfriedkarte von 1879 deutlich zu erkennen.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
März 2015



Die Siegfriedkarte von 1879 zeigt, dass nur wenig nördlich der Fundstelle (roter Punkt) der Gruthbach zu einem Weiher gestaut wurde.



Oltingen, Schafmattstrasse 69. Blick in den Dachstock mit dem jahrringdatierten Stuhl von 1558/59.

Oltingen, Schafmattstrasse 69: Speicherraum im Dach

Oltingen mit seinem Ortsbild von nationaler Bedeutung ist bekannt für seine stattlichen frühen Steinbauten. Das aktuell untersuchte Gebäude an der Schafmattstrasse ist das untere von zwei aneinander gebauten Wohnhäusern, die traufständig an der leicht abfallenden Strasse stehen. Mehrere bauliche Indizien bestätigen eine frühere funktionale Verbindung des Komplexes. So besitzen die beiden Gebäude eine gemeinsame Brandmauer mit Durchgängen. Die älteste Phase der Häuser datiert wahrscheinlich ins Spätmittelalter, womit es sich um für die Region sehr früh in Stein aufgeführte Profanbauten handelt.

Aus der Bauzeit des untersuchten Objekts stammen die aus lokal abgebauten Kalktuffsteinen gefügten Giebelmauern mit einem bis zwei erhaltenen stichbogigen Fenstern. Ein massiver Umbau erfolgte 1535/36 mit dem Einbau eines neuen Dachstuhls inklusive Dachbalken sowie der internen Unterteilung zumindest des ersten Dachgeschosses. Mit der Übernahme des Mauerverlaufs der darunter liegenden Wohngeschosse entstanden hier ein mittlerer Erschliessungsbereich und zwei seitliche gemauerte Lagerkammern. Letztere waren jeweils durch eine Stichbogentüre mit Kalksteingewände zugänglich.

Der Lagerraum mit den Türnische von 1535/36 und der Türe von 1558/59.

Der Erschliessungsbereich mit Türe in den Lagerraum. Rechts die Blockstufentreppe, die ins obere Dachgeschoss führt.

Ein in den Dachräumen ausgebrochener Brand zerstörte das ganze Dach. So musste bereits zwanzig Jahre später, im Frühjahr 1559, ein neues Gerüst auf die alten Balken gestellt werden. Der neue, zweigeschossige liegende Stuhl bestand aus gebeilten Föhrenbalken, die Verbindungen besassen Hakenblätter. Die Lagerräume wurden wiederum mit Tonplattenböden versehen, der eine Raum zudem mit einem vergitterten internen Fenster. Vor 1680 wurde vor den ursprünglich unverbauten, hangabwärts gelegenen Giebel eine dreigeschossige Laube gesetzt. Später wurde die strassenseitige Fassade zuerst um einen gemauerten Kniestock von 1,3 Metern und im 19. Jahrhundert um einen weiteren Meter durch Holzständer erhöht. Die Aufschieblinge setzte man entsprechend weiter oben an die Sparren.

Für beide Wohnhäuser fehlen Hinweise auf dazugehörende Ökonomiebauten. Eine mögliche Erklärung dafür wäre, dass die Bewohner mit der grossen Lagerkapazität in den Dachräumen genügend Verdienst erwirtschaften konnten. Oltingen liegt nämlich am Fuss der Schafmatt, das Untersuchungsobjekt sogar direkt an der Strasse zu diesem Passübergang, der bis weit ins 18. Jahrhundert als östlichste Juraquerung in baslerischem Territorium eine wichtige Verbindung zwischen der Stadt und

Aarau darstellte. Dass im Dorf Getreidelagerung in grösserem Stil von Bedeutung war, legt auch eine Zeichnung des Geometers Georg Friedrich Meyer aus dem Ende des 17. Jahrhunderts nahe, die drei Mühlen und einen grossen Steinspeicher zeigt.

Durchführung: Claudia Spiess und Anita Springer
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Dendron Basel
Juni 2015

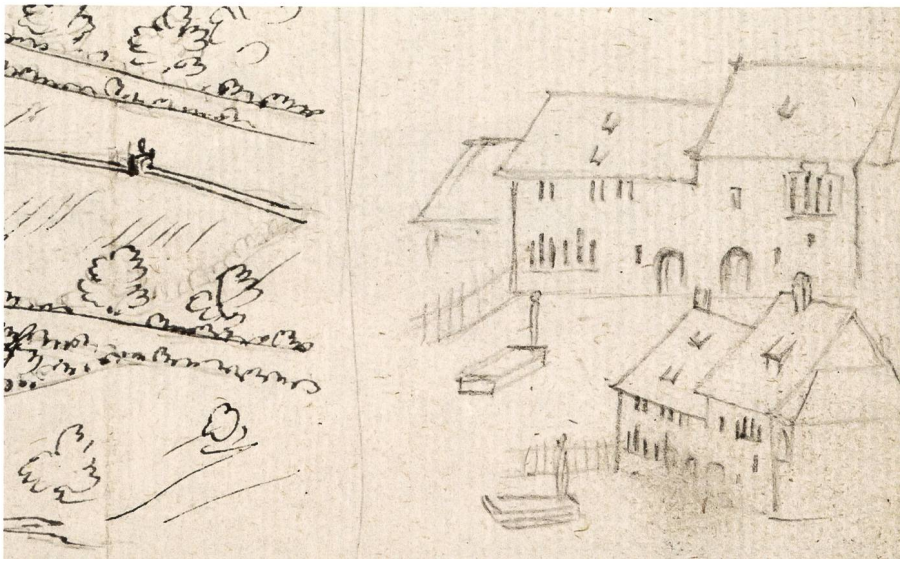
Auf Meyers Skizze der Zeit um 1680 sind das untersuchte Gebäude (rot), ein Steinspeicher (grün) sowie die Mühlen (blau) hervorgehoben.

Zunzgen, Mühlegasse 9. In der Federzeichnung «Zuntzgen von Mittag anzusehen» von Emanuel Büchel aus dem Jahr 1749 ist die stattliche Gebäudegruppe der Mühle (rechts) gut zu erkennen (Staatsarchiv Basel, Bild Falk. Fb 9,5).

Zunzgen, Mühlegasse 9: ein verborgenes spätgotisches Bijou

Der Abbruch der baufälligen Fabrikgebäude bei der alten Zunzger Mühle gab Anlass zu einer Dokumentation des noch vorhandenen historischen Baubestands. Bereits im 15. Jahrhundert war von einer Mühle in Zunzgen die Rede. Wo sich diese befand, ist nicht überliefert. Doch seit mindestens 500 Jahren stand die Mühle stets südöstlich von Zunzgen in der Flur Mülimatt, in direkter Nachbarschaft des Büchels. Das benötigte Wasser wurde bei der heutigen Badi dem Diegterbach entnommen. Georg Friedrich Meyer zeichnete bereits 1681 eine Mühle aus zwei giebelseitig aneinander gebauten Häusern und den dazugehörigen Teich, allerdings fehlten damals Anbauten.

Dass es sich bei diesen Mühlengebäuden einst um zwei prächtig ausgestattete Häuser handelte, lässt sich erahnen, wenn man die detaillierte Studie des Komplexes betrachtet, die Emanuel Büchel 1749 aufs Papier gebracht hat. Zu erkennen ist einerseits ein älterer Mühlenbau mit einem grosszügigen gestuften Vierfachfenster. Davor an der Giebelseite war eine doppelstöckige Laube angebaut, wo das Wasser in einem hölzernen Kanal, dem Kett, auf die Wasserräder geleitet wurde. Hangwärts ist ein Anbau auszumachen, der heute noch steht und mit «1630» beschriftet ist. Linkerhand steht das Wohnhaus, in dessen Erdgeschoss sich hinter den beiden



Am Rand des Zeichnungsblattes skizzierte Büchel zwei weitere Ansichten des Mühlenkomplexes.

Zustand des Gebäudekomplexes vor dem Rückbau 2015: links das Wohnhaus, rechts der Neubau nach dem Brand von 1896.

gestuften Dreifachfenstern das neuentdeckte Bijou befindet: eine spätgotische Balkendecke.

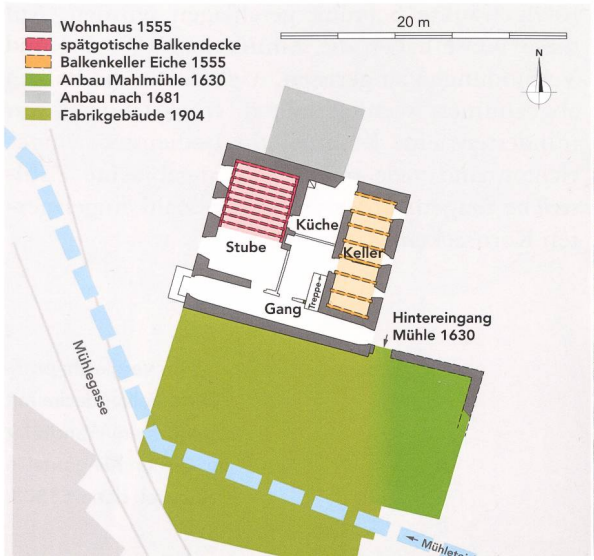
Nach einem Brand in der Mahlmühle im Herbst 1896 wurde diese wieder neu aufgebaut und 1904 als Fabrikgebäude zum Herzstück der Breunlin & Cie., der späteren Basler Eisenmöbelfabrik Bemag. Im hangseitigen Anbau des Fabrikgebäudes dürften bis zum Abbruch im Berichtsjahr noch Teile vom Bau von 1630 erhalten gewesen sein. Eine entsprechende Inschrift ist am Türsturz des hangseitigen Eingangs angebracht. Das Wohnhaus ist dem entsprechend also älter als 1630. Mit Hilfe der Jahrringdatierung wurden dann auch die entsprechenden Baudaten gefunden: Die eichenen Deckenbalken des ebenerdigen Kellers wurden im Frühjahr 1555 geschlagen.

Die neu entdeckte, spätgotisch profilierte Decke in der Stube im Erdgeschoss wird ebenfalls aus dieser Zeit stammen. Sie gewährt einen letzten

> Gesamtplan der Zunzger Mühle.

Eindruck von der ehemals reichen Ausstattung. Auch die Wände der Stube waren einst rundum in gleicher Manier vertäfert. Im Kanton Basel-Landschaft sind bisher erste wenige Decken dieser Art bekannt: eine in Buus, datiert 1552, und eine in Wenslingen aus der Zeit um 1560.

In der Brandmauer zwischen beiden Häusern fand sich ein Balkenstumpf eingemauert, dessen Datum von 1464 erstaunt. Stammt er von einem älteren Bauwerk, vielleicht der 1896 abgebrannten Mahlmühle, die Büchel noch gezeichnet hat? Einen weiteren Hinweis auf schon lange verschwundene,



Dass im abgebrochenen Fabrikgebäude noch Reste der Mühle von 1630 steckten, zeigt diese vermauerte Türe mit Baujahr.

reich ausgestattete Decken gibt zum einen ein Deckenbalken aus Eiche, der als Antrittspfosten der Treppe ins Obergeschoss wiederverwendet wurde. Er ist nicht datiert, gehört aufgrund seiner Form und des Materials aber ebenfalls zu einer älteren Ausstattung. Zum anderen ist ein Deckenbrett mit gemalten pflanzlichen Motiven in Grau- und Rottönen sekundär verbaut.

Die spätgotische profilierte Balkendecke ist unter derm jüngeren Täfer sehr gut erhalten.

Der 1765 im Zusammenhang einer leichten Erhöhung und Umbau der Räumlichkeiten errichtete Dachstuhl gibt Einblicke in das Handwerk der Zimmerleute. Mehrfach liess sich an den Dachbalken beobachten, wie Linien gerissen oder mit rötelgetränkte Schnüre geschlagen wurden. Auf diese Weise haben die Zimmerleute Winkel und Verbindungen aufgerissen, nach denen die Balken abgezimmert werden sollten. Im Dachstuhl war mindestens eine Kammer für Bedienstete eingerichtet, und viele mit Kreide angebrachte Zählstriche zeugen von den in grosser Zahl eingelagerten Kornsäcken.

> Zum Vergleich: profilierte Balkendecke mit zugehörigem Wandtäfer im Kleinen Klingental in Kleinbasel, datiert 1508.

Die Denkmalpflege Baselland setzt sich für eine Erhaltung des Wohnhauses ein. Schade nur, dass dieses Gebäude so lange der Vergessenheit und Bedeutungslosigkeit anheim gefallen war.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Freilegung der Decke: Jakob Steinmann, Waldenburg, im Auftrag der kantonalen Denkmalpflege
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
November und Dezember 2015

Profilierte Balkendecke in Buus, Hauptstrasse 8, datiert 1552.

Arlesheim, Hauptstrasse 40: ein unauffälliges Wohnhaus

Das untersuchte Steingebäude, das derzeit umgebaut wird, liegt heute versteckt hinter einem modernen Flachdachvorbau in einer Hausreihe an der Hauptstrasse. Ursprünglich war letztere bloss die «Hintere Gasse» am Rande des alten Dorfkerns. Die Fassaden und die Wohnnutzung richteten sich demnach Richtung Dorfplatz mit Brunnen und Ermitagestrasse im Südosten aus. Im Strassengeviert zwischen Hauptstrasse und Dorfplatz ist eine lichte Überbauung mit vielen Vorgärten anzunehmen.

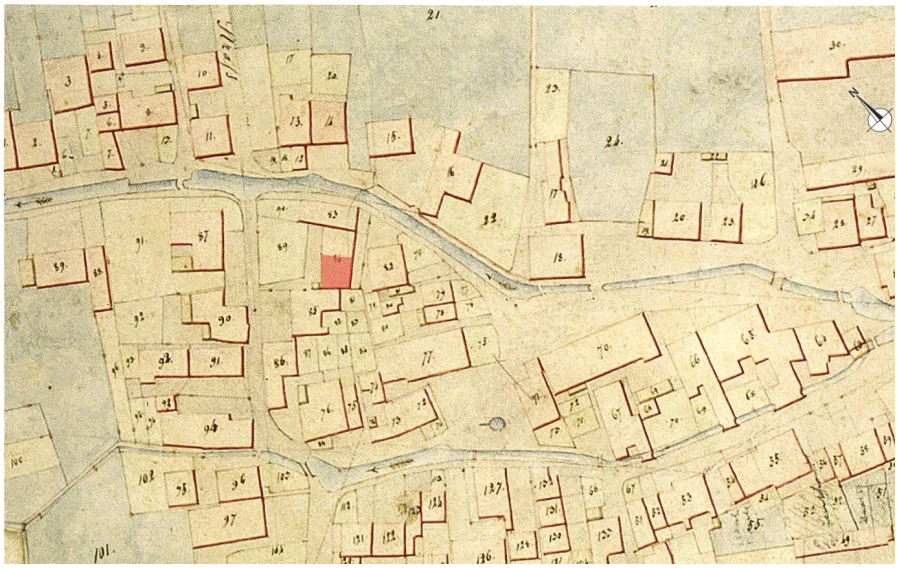
Arlesheim, Hauptstrasse 40. Die Stube im Erdgeschoss mit Blick zur Küche.

Von der ursprünglichen Ausrichtung des Gebäudes zum Platz hin zeugen die Schiebebretterdecke mit Zierdeckleisten und eine Ofennische im heutigen Eingangsbereich, der früher eine Stube war. Diese nahm einen Viertel des Wohnhausgrundrisses ein. Dahinter schloss die Küche an. Der Rauchschlot verlief an der Giebelmauer über die Dachhaut hoch. Neben dem gemauerten Ofenbereich standen bis zum Umbau 2015 Reste einer Holzwand mit drei gefasten Eichenständern und einem jeweils dazwischen gestellten Brett aus der Bauzeit 1659/60. Vom Küchenraum aus erfolgte über eine noch an ursprünglicher Stelle gelegene Treppe der Zugang zum Obergeschoss sowie der Zutritt in den östlich anstossenden Raum. Ausserdem ist hier ein Hauseingang zur rückwärtigen Gasse anzunehmen. Später wurde die Herdstelle mit einer Holzwand vom Erschliessungsbereich abgetrennt. Ein Keller fehlt.

Die östliche Hälfte des Bauwerks konnte im Erdgeschoss nicht untersucht werden, da sich darin ein Ladengeschäft befindet, das vom Umbau nicht tangiert ist. Aufgrund der Decke, die wegen einem Versatz der Innenwand trotzdem sichtbar ist und gefaste Eichenbalken mit einem Schiebeboden aufweist, ist hier mit zwei weiteren ausgebauten Kammern zu rechnen. Der einstige Ökonomieteil könnte sich aufgrund der Darstellung auf einem Katasterplan von 1828 im nordöstlichen, niedrigeren Teil des heutigen Liegenschaftskomplexes Nr. 10, befunden haben.

Die interne Erschliessung ins Obergeschoss führt in eine zweite Küche. Die beiden Herdstellen aus der Bauzeit belegen ein Zweiparteienhaus, das von Anfang an horizontal unterteilt war. Von der Küche aus erreichte man einen kleinen Anbau, wohl eine Laube oder ein Abort, wie er im erwähnten Katasterplan noch verzeichnet ist. Am Bestand ist er durch hineinreichende Deckenbretter sowie eine leere Nut unter einem der Dachbalken, die einen einstigen Fassadenständer anzeigt, noch abzulesen. Der Ständer stammt nicht von einem Oberbau aus Fachwerk, wie er sonst in der Region vorkommt, denn der Rest des Obergeschosses ist gemauert.

Platzseitig lagen zwei Stuben, auch sie durch eine Ständerwand mit Schwellen und Füllung aus stehenden Brettern abgetrennt. Eine der beiden mit



Lage des Objekts im Katasterplan 1827/28 von Philipp Jakob Siegfried mit dem Strassengeviert zwischen Dorfplatz und heutiger Hauptstrasse (Staatsarchiv Baselland).

Doppelfenstern auf zwei Seiten war mit einem Wandschrank ausgestattet, der sich durch einen Abdruck an der Decke noch verrät. Zwischen den gefasten Deckenbalken waren die Bretter nicht – wie sonst unter dem Dachboden üblich – über die Balken gelegt, sondern eingeschoben. Sie waren von Anfang an grau grundiert und mit weissen Sprenkeln verschönt. Um das Herunterrieseln von Dreck und Staub aus dem Zwischenboden zu verhindern, legte man über die Spalten der Deckenbretter einfache Latten. Auch in der rückwärtigen Kammer neben der Küche waren die Deckenbretter eingeschoben. Da sie hier überfalzt waren, erübrigten sich die Deckleisten.

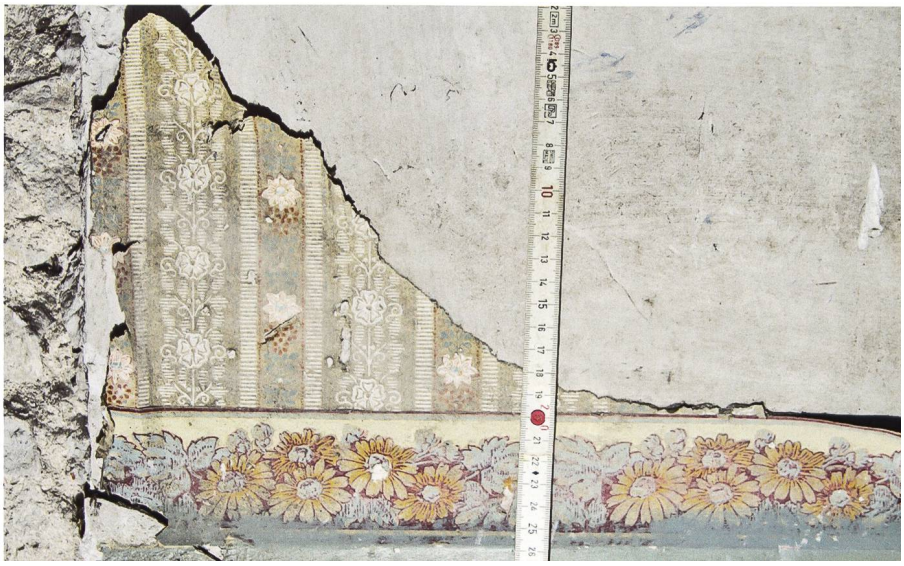
Eine der Dachkammern mit diversen Lagen von Tapetenresten und zerschnittenem Stuhlgerüst.

Eine Wendeltreppe führt in den Dachraum, dessen Osthälfte zwei Dachkammern einnehmen. Wie oft in solchen Situationen sind auch hier die Stuhlgerüste vielschichtig tapeziert. Zudem wurde beim Fenstereinbau der Dachstuhl verschnitten und geschwächt – ein ebenfalls häufig anzutreffender Befund. Der eingeschossige liegende Stuhl mit Sparren besteht aus Eiche, Tanne und Föhre; es wurde also Holz verwendet, welches gerade verfügbar war. Anders bei den eichenen Deckenbalken des Erdgeschosses: Zwei der Balken weisen in ihrer halben Länge Kerben vom Befestigen auf einem Floss auf. Da Eichenholz sehr schwer ist, wurde es beim Transport auf dem Wasser auf die besser schwimmenden Nadelhölzer gebunden und

so mittransportiert. Zurzeit sind aus Arlesheim vier Beispiele von geflösstem Bauholz bekannt, die alle dendrochronologisch ins 17. Jahrhundert datieren. Das Holz wurde in den Jurahöhen geschlagen. Die Laufener Sägereien lieferten nachweislich ab dem 16. Jahrhundert Schnittwaren, vor allem Dielen und Latten, über die Birs nach Basel. Da Arlesheim an der Transportroute liegt, ist es nicht erstaunlich, dass die hiesigen Zimmerleute und Bauherren von dem praktischen Angebot Gebrauch machten.

Ein Mauerversatz im Erdgeschoss, eine partielle Vormauerung, welche die Stubendeckenbalken zu tragen hatte, sowie ein entfernter Wandabschnitt könnten auf eine ältere Parzellenbebauung hindeuten. Ansonsten kann man davon ausgehen, dass das Untersuchungsobjekt und die postulierte dazugehörige Ökonomie gleichzeitig mit gemeinsamer Brandmauer erstellt wurden. Das westlich anschliessende Gebäude erstreckte sich anfänglich fast vier Meter weniger weit in Richtung Platz und besass einen niedrigeren First als das nun untersuchte Wohnhaus, wie zugesetzte Fensternischen im Randbereich des Giebels zeigen.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Dezember 2015



Tapete im Biedermeier-Stil mit senkrechten Blümchenstreifen, erste Hälfte 19. Jahrhundert.

Allschwil, Oberwilerstrasse 30: ein Bauernhaus von 1678

Allschwil, Oberwilerstrasse 30. Die Strassenfassade vor dem Umbau (Martin Schilling).

Das Bauernhaus steht mit der Traufseite leicht zurückversetzt an der ansteigenden Strasse, die durch das Langholz nach Oberwil führt. Es ist in der regionaltypischen Fachwerkbauweise errichtet. Der Kernbau besitzt fünf Bundfelder und eine quer verlaufende Innenwand. Sein Gerüst besteht vollständig aus Eichenholz; die Ständer und Wandstreben laufen von der jeweiligen Grundschwelle zu Dachbalken und Rähm hoch. Die Längenmasse von 19 auf 9 Meter entsprechen durchaus der damaligen Norm.

Das dem Dorf zugewandte Bundfeld diente Wohnzwecken. Dabei waren die hangabwärts gelegene Stube und die Nebenstube mit einem von aussen zugänglichen Balkenkeller unterfangen. Dieser war vollständig ausgemauert, was nicht selbstverständlich ist. Erdkeller stach man häufig einfach im lehmigen Untergrund aus und überputzte danach die Wände schlicht. Die Raumhöhen der Kammern sind mit 2,3 bis 2,4 Metern grosszügig bemessen.

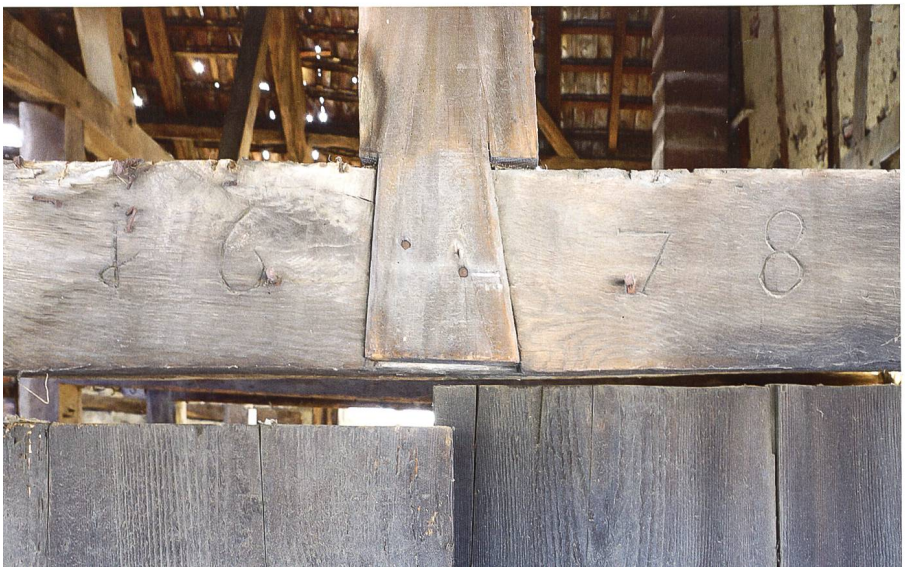
Der angrenzende Teil enthielt den Eingangsbereich mit einer Erschliessung ins Obergeschoss und rückwärtig eine Küche mit Aussenbackofen. Es schloss ein Segment mit Ställen an, wobei der strassenseitige Raum als Pferdestall oder (spätere)

Sommerstube interpretiert werden darf. Dann folgten das Tenn mit sich zum Platz öffnendem Scheunentor und schliesslich ein weiterer Stall. Im Obergeschoss befanden sich über den beheizten Stuben zwei bewohnbare Kammern. Der Erschliessungsbereich führte auf eine kleine Laube. Über dem Küchenraum lag ein Räucherzimmer mit Funkenfang. Der Rauch entwich offen durchs Dach, weshalb das zwischen Heulager und Wohnbereich liegende Giebelfeld bis zum First zwecks Brandschutz mit Lehmflechtwerk geschlossen war. Das Volumen über den Ställen diente der Lagerung von Winterfutter und Vorräten. Als konstruktive Eigenheit sei hier noch ein Spannbalken mit Schloss erwähnt, der sich in der Firstflucht über die Breite des Tenns erstreckt und wegen des Fehlens einer internen Querwand das Gerüst versteifen und stabilisieren soll.

Bereits im ursprünglichen Bau scheinen die grosszügigen Ställe, die mehr Vieh Platz boten als für den Eigenbedarf nötig, einen gewissen Reichtum zu attestieren. Später – aufgrund einer verbauten Zeitung eventuell 1890 – wuchs der Platzbedarf der Zweibeiner. Die Wohnung wurde mit dem Ausbau der Wirtschaftsräume Richtung Tenn erweitert. Die fehlende Stallfläche kompensierte man mit dem Anbau eines zusätzlichen Segments

Blick auf die Garbenbühne oder «Brügi». Über das Tenn führt ein Spannriegel mit Schloss.

hangwärts mit gemauertem Sockelgeschoss. Der Oberbau und die beiden Traufseiten bestehen aus stockweise abgebundenem Nadelholz. Diese im Vergleich zur Technik des Kernbaus jüngere Bauart entspricht der regional üblichen Entwicklung der Fachwerkkonstruktionen. Mit dem Ausbau des Gebäudes verschwand die Laube. Die platzseitigen Aufschieblinge wurden über den Wohnräumen angehoben, um dank grösseren Fenstern fortan im Innern mehr Licht zu gewinnen. Die ursprünglich mit Lehmflechtwerk ausgefachten Aussenwände wurden mit Backsteinen ausgemauert. Lediglich bei den Innenwänden hat sich die herkömmliche Wandgestaltung erhalten.



Der Sturz des Tennbogens mit Jahrzahl «1678» und angeblatteter Hängesäule.

Das Tenntor erscheint als zentrales gliederndes Element der strassenseitigen Trauffassade. Bezüglich Repräsentation mag es eine wichtige Rolle gespielt haben, lässt es doch auf einen eigenen Wagen und eigenes Wirtschaftsland schliessen. Das Baujahr des Gebäudes «1678» ist im Sturz des Tores eingraviert. Bei näherer Betrachtung zeigt sich zudem eine geometrische Ritzverzierung, die einst über beide Flügel lief. Vergleiche aus anderen Baselbieter Gemeinden datieren aus der Zeit um 1760 bis 1780. Möglicherweise stammt diese «Kunst am Bau» aber auch bereits aus der Bauzeit und wurde vor oder anlässlich der Montage des

Tors angebracht. Weitere Abklärungen müssen zeigen, ob sich der Ritzdekor und die Verzierung mit Schnurschlag aus Russ zeitlich unterschieden lassen. Im Weiteren finden sich am Sturz des Mannstors sogenannte Klauen, halbrunde randliche Abschnitte. Die Holznägelköpfe der Torflügel sind kantig geschnitzt. Weiteres Schmuckwerk am stets holzsichtigen Fachwerk fehlt.

Durchführung: Claudia Spiess und Anita Springer
Bericht: Anita Springer
März und Juni 2015

Flugpfette über dem Ökonomiebereich (links) und Tenntor mit hervorgehobenen Spuren eines geometrischen Ritzmusters.

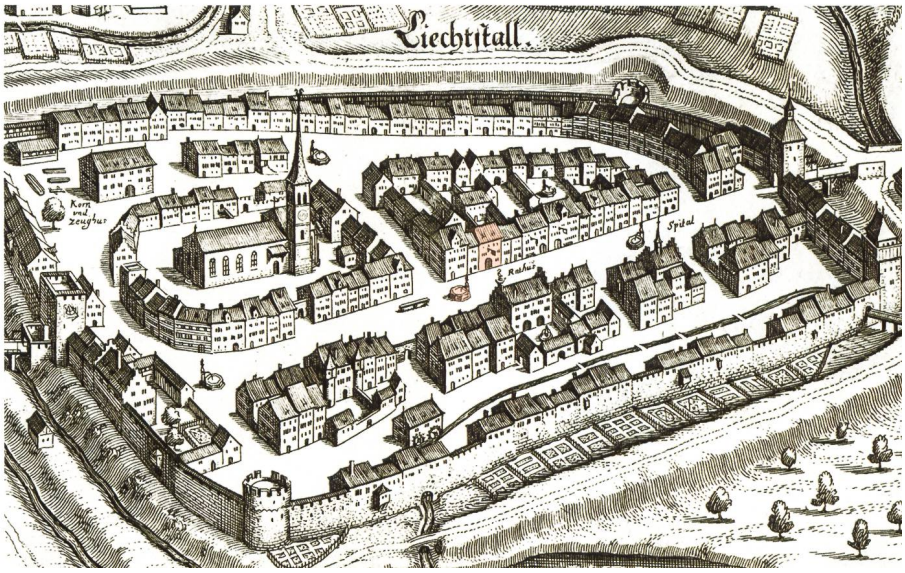
Liestal, Gasthof Sonne, Blick in Richtung Regierungsgebäude. Die Fotografie von Arnold Seiler aus dem Jahr 1864 zeigt rechts die Wirtshäuser Schlüssel und Sonne (mit Schild), sowie den noch vor der Rosengasse stehenden Sinnbrunnen. Der Mann rechts steht ungefähr über der unterirdischen Kammer.

Liestal, Gasthof Sonne: ein unterirdisches Waschhaus in der Rathausstrasse

In der Rathausstrasse befindet sich das altehrwürdige Wirtshaus «Zur Sonne», wo über viele Jahrhunderte hinweg bis 1953 Gäste bedient wurden. Wegen geplanten Veränderungen wurde die Archäologie Baselland auf das Gebäude aufmerksam. Es stellte sich jedoch heraus, dass frühere Umbauten die ältere Bausubstanz im Innern weitgehend zum Verschwinden gebracht hatten. Inschriften an der Fassade bezeugen ältere Baumassnahmen bereits um 1680 und 1750. Bemerkenswert ist heute einzig der Dachstuhl mit originaler Hängesäule.

Eine Überraschung bot hingegen der Untergrund: Ausserhalb des Gebäudes, unter dem Trottoir, steckt ein vom Keller des Hauses her begehbarer überwölbter Raum im Boden. Er misst knapp drei auf drei Meter und ist 2,12 Meter hoch. Die Ummauerung besteht aus Kalkbruchsteinen, der Fussboden war ehemals mit Kopfsteinen gepflastert. Das Türgewände zum Untergeschoss des Gasthauses und die Gewölbe sind aus Tuffsteinquadern gefertigt.

In Richtung Regierungsgebäude, also strassabwärts nach Norden, führt ein überwölbter Gang. In der strassenseitigen Mauer ist ein etwa meterhoher, gemauerter ehemaliger Zulauf mit Backsteinen und Zement zugesetzt. In der südlichen Ecke des Raums steht auf der Pflästerung ein 141 × 67



In Merians Stadtansicht von 1642 sind das Wirtshaus gegenüber dem Ratshaus und der Sinnbrunnen rot hervorgehoben.

Zentimeter grosser Trog aus Backsteinen und Zement. Über eine allfällige ältere Ausstattung ist nichts bekannt.

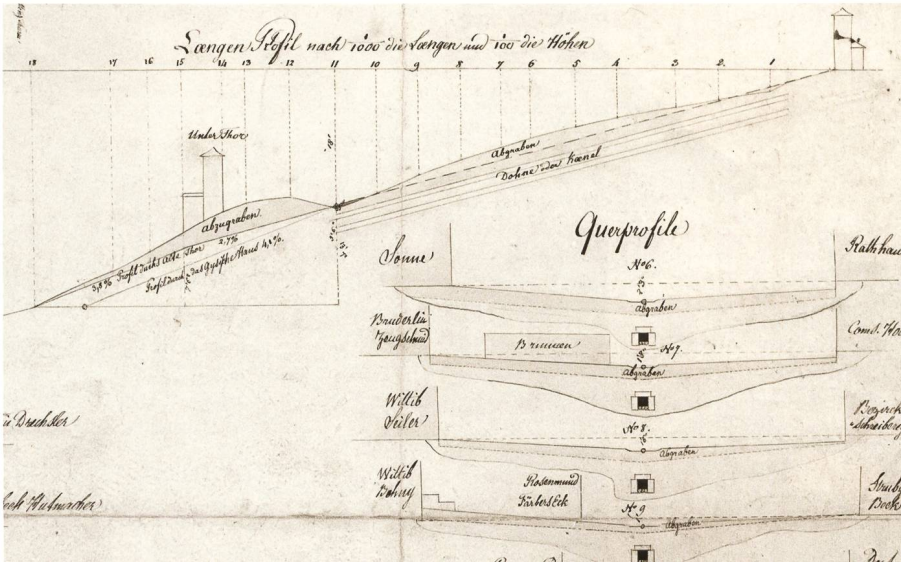
In der Mittelachse der Rathausstrasse verläuft – wie auf historischen Abbildungen ersichtlich – mindestens bis Ende des 17. Jahrhunderts ein gemauerter Kanal, der von der Oristalquelle Brauchwasser zum Spitalbrunnen und weiter zum zentral gelegenen Sinnbrunnen führte. Zur unterirdischen Kammer vor dem Wirtshaus Sonne wurde Wasser aus dem Kanal mit einer Querleitung abgezweigt,

Die unterirdische Kammer mit Waschtrog und zugemauertem Frischwasserzulauf.

um es über den knapp mannshohen überwölbten Gang wieder abzuleiten. Letzterer scheint auf den ehemaligen Sinnbrunnen eingangs Rosengasse zu zielen.

Es ist anzunehmen, dass es sich bei der Kammer um das in den Brandlagerakten 1911 erwähnte Waschhaus handelt. Auch die Verbindung mit einem Eiskeller ist denkbar, der gemäss derselben Quelle 1904 erstellt wurde. Offensichtlich besass das Gasthaus einen eigenen Zugang zum Brauchwasser. Aus Basel ist bekannt, dass sich unter anderem Gastwirte das Recht auf Ableitung von sauberem Brunnenüberlauf erkaufen konnten. Die Liestaler Wasserversorgung und das Abwasser-Management bedürfen noch weiterer Erforschung.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Januar 2015



In Plänen zur Neuführung der Rathausstrasse von 1825 ist im Profil zwischen «Sonne» und Ratshaus der gemauerte Wasserkanal eingetragen.

<

Der mit Schutt verfüllte Gang führt strassabwärts in Richtung Sinnbrunnen.

Laufen, Delsbergerstrasse 90. Strassenseitige Ansicht des mittlerweile abgebrochenen Bauernhauses.

Laufen, Delsbergerstrasse 90: ein Kleinod geht, ein Grossbauprojekt kommt

Glücklicherweise hatte die über beinahe hundert Jahre konstante Eigentümerschaft im Falle der Liegenschaft an der Delsbergerstrasse 90 zur Folge, dass während der gesamten Nutzungszeit sehr wenige bauliche Veränderungen und Modernisierungen stattgefunden haben. Somit zeigte sich das Objekt vor seinem Abbruch in erstaunlich und beachtenswert ursprünglicher Form. Raumkonzept, Fassadengestaltung, Dachstuhlkonstruktion und Innenausstattung repräsentierten ein umfassendes Abbild der Bau- und Lebensweise des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts in unserer Region. Das Gebäude war zudem an seiner Lage ein wichtiger baulicher Zeuge, welcher der vorindustriellen städtischen Ausdehnung ein Gesicht gab. Leider wurden beim Abbruch viele Kleinobjekte und Gerätschaften unbesehen entsorgt. Das ist umso mehr zu bedauern, weil sie volkskundlich wertvoll und ihr Zusammenhang mit den Besitzern bekannt gewesen wären.

Das Bauernhaus befand sich an der Ausfallstrasse Richtung Delsberg. Es stand freistehend und traufständig zur Strasse. Hinter dem Haus erstreckte sich ein Obstgarten. Vorerst ziemlich allein auf weiter Flur, wurde es im Laufe des späteren 19. Jahrhunderts in die wachsende Industriezone eingebettet, welche die Fortsetzung der mittelalterlichen Vorstadt bildete. Es lag fortan zwischen der 1880 erbauten Brauerei und der Laufener Ziegelei. Eine Jahrringdatierung der Bauhölzer wurde

Die rückseitige Fassade mit Laubenanbau und Obstgarten.

nicht durchgeführt. Die Fassadeninschrift «1824» stimmte mit den klassizistischen Bauteilen und Elementen aus der Biedermeierzeit überein, der Zeit der Fassadenumgestaltung. So offenbarte der Wohnteil mit den drei regelmässig angeordneten Fensterachsen, dem pilasterartigen Türgewände mit horizontaler Giebelverdachung und den stilistisch dazu passend gestalteten Blendpfeilern an den Hausecken eine Gestaltungssprache des frühen 19. Jahrhunderts.

Ein Stück aus Linoleum bereichert unsere Sammlung: Teppichimitation.

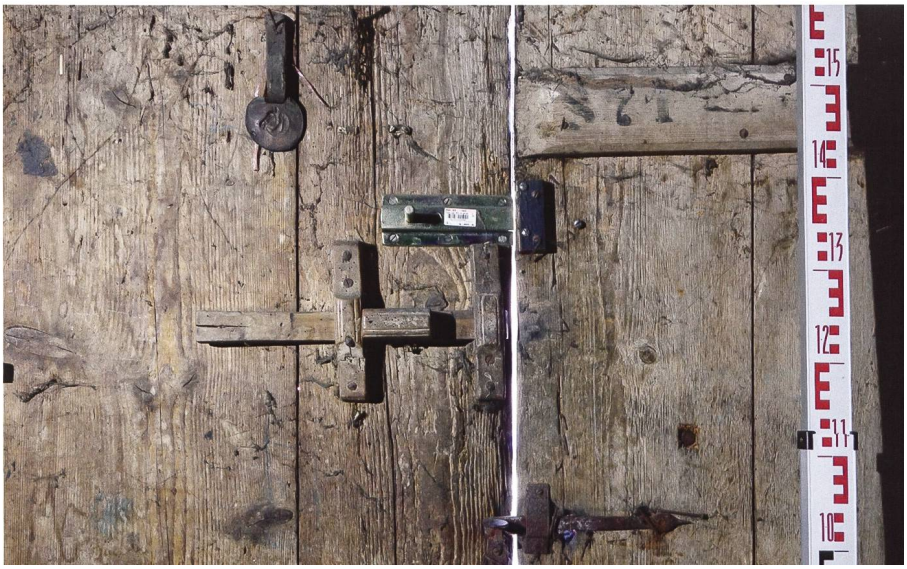
Ein vermauertes Fenster im Obergeschoss des Südgiebels liess auf einen älteren Bau mit einer etwas anderen Fensterverteilung schliessen. Auch die Ökonomie mit dem flach stichbogig überspannten Tenntor spiegelte eher ältere, barocke Züge. Auch die beiden Lüftungsfenster im Heubodenbereich fanden mit ihren altertümlich gefasten Steingewänden keine zeitgleichen Entsprechungen am Wohnhaus. Der Ursprung des Gebäudes dürfte somit ans Ende des 18. Jahrhundert zu setzen sein.

Der First lief über Wohn- und Wirtschaftsteil durch. Der Stuhl war über die ganze Gebäudelänge einheitlich. Er war zweigeschossig, unten liegend und oben stehend konstruiert, ohne Firstpfette. Der Wohnhausteil mit rund 80 Quadratmetern Fläche pro Geschoss war seit Bestehen fast vollständig unterkellert. Die beiden gleichgrossen Kellerräume könnten für eine bereits ursprüng-

liche Nutzung durch zwei Parteien sprechen; die massive Trennmauer dazwischen halbierte den Grundriss des Gebäudes parallel zur Traufe. Diese Raumunterteilung zog sich vom Keller bis unter die Dachbalken durch. In den Obergeschossen trennte die Innenmauer jeweils die beiden strassenseitigen Wohnräume von der gartenseitig untergebrachten Küche und der Nebenkammer.

Gegen ein von Beginn weg von zwei verschiedenen Besitzern genutztes Gebäude sprechen allerdings das Fehlen eines zweiten Stalles und die verpasste Gelegenheit, die später angebaute Laube als externen, unabhängigen Zugang ins Obergeschoss zu gestalten. Die partiell freigelegten Decken in den beiden Küchen ergaben keine Klärung hinsichtlich bauzeitlicher Kaminwechsel und damit keine Rückschlüsse auf die Anzahl der Küchen im Laufe der Zeit. Auffällig waren die Niveauunterschiede zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil. So bedingte der halb eingetiefte Keller ein Hochparterre. Die Tenneinfahrt befand sich damit lediglich einen Meter über dem Kellerboden, aber 1,2 Meter unterhalb des Ganges. Diese unterschiedlichen Bodenniveaus führten zu einer optischen Überhöhung des Wirtschaftsteiles.

Untersuchung: Claudia Spiess und Anita Springer
Bericht: Anita Springer
August 2015



Ein sorgfältig gearbeitetes Detail: Tenntorriegel.

Schönenbuch, Kirchgasse 1a. Unter dem flächigen Verputz kam bei den Renovationsarbeiten eine Fachwerkkonstruktion zum Vorschein.

Schönenbuch, Kirchgasse 1a: ein importiertes Pfarrhaus und sein Denkmalwert

Das einstige Pfarrhaus von Schönenbuch erhielt im Berichtsjahr einen neuen Besitzer und damit einhergehend einen umfangreichen «Tapetenwechsel», der die Bauforschung auf den Plan rief. Das verputzte Riegelhaus wird im Bauinventar Baselland als «schlichter Biedermeierbau mit stattlichem Krüppelwalmdach, der die wechselvolle Geschichte vom Elsässischen ‹Judenhaus› zum Schönenbucher Pfarrhaus illustriert», beschrieben. Es handelt sich hierbei also um eines der wenigen bekannten translozierten Gebäude im Kanton.

Spannend für die Bauuntersuchung war die Frage, welche Kompromisse der Umzug des Hausgerüstes erforderte. Inwiefern wurde Aufwand betrieben, um Holz zu flicken, inwiefern wurde darauf verzichtet und stattdessen gemauert. Bestand schon immer ein Halbwalmdach oder wurde dieses – wie in Schönenbuch häufiger anzutreffen – erst für seinen neuen Standort so «umkonstruiert»? In welchem Ausmass wurden die Innereien der neuen Mode und die äussere Gestalt der neuen Funktion angepasst?

Im Katasterplan von 1782 ist der Bereich des Kirchengeländes noch nicht bebaut. Die Dorfkirche wurde erst 1825 errichtet, zehn Jahre nachdem die Gemeinde im Wiener Kongress dem Basler Gebiet zugeschlagen worden war. 1837 erhielt das Dorf einen eigenen Pfarrer. 1861 wurde es zur eigenen Pfarrei erhoben und damit von der Kirchgemeinde

Blick in die nachträglich angebaute Laube.

Das Gebäude an der Oberwilerstrasse 43 in Allschwil war bis 1793 das Pfarrhaus der Kirchgemeinde, die auch Schönenbuch und Häsingen umfasste.

Allschwil unabhängig. Bisher ging man davon aus, dass das Haus 1837 mit der Einstellung eines eigenen Pfarrers am jetzigen Ort errichtet wurde. Nach der Konsultation der Brandversicherungsakten muss das Baudatum jedoch ins Jahr 1859 verschoben werden, in dem das Gebäude erstmals aufgeführt wird. Auf die Erhebung zur eigenständigen Pfarrei (1861) scheint also bereits mindestens zwei Jahre im Vornhinein konkret hingearbeitet worden zu sein.

Frappant ist auf Fotos der 1940er Jahre die Ähnlichkeit mit dem ehemaligen Pfarrhaus von Allschwil. Beide weisen eine dreiachsige, symmetrisch gegliederte Hauptfassade mit in der Mitte gelegenem Eingang, einen Halbwalm sowie Ecklisenen auf. Das Allschwiler Gebäude ist jedoch ein reiner Steinbau. Aufgrund der zugedachten Funktion als Pfarrhaus und des Zeitgeists der Mitte des 19. Jahrhunderts, der die Riegelbauten als unschicklich und ärmlich empfand, darf beim Untersuchungsobjekt ab Wiederaufbau mit einem ganzflächigen Verputz aller Fassaden gerechnet werden. Das «Fertighaus» sollte als Imitation eines Massivbaus in der neuen Pfarrei einen schmucken und ehrwürdigen Eindruck erwecken. So wurden die normalerweise beim Fachwerk über die Fassaden ragenden Balkenköpfe bereits vor dem erneuten Aufstellen mit der Säge gekappt. Bündig zum Zapfen abgeschnitten, wurden die neuralgischen Stellen der Konstruktion damit geschwächt.

Die Pfettenköpfe im Dachbereich wurden stehengelassen. Unzählige Nagellöcher weisen aber auf eine Armierung für eine Überputzung hin. Um dem Kalkmörtel zusätzlichen Halt zu geben, wurde Draht zwischen die Nägel gespannt. Die am ersten Standort ursprünglich mit Staketen und Lehmflechtwerk verfüllten Gefache wurden nun Grossteils mit Kalktuffsteinen ausgemauert, jüngere Reparaturen mit Lochbacksteinen erledigt. Mit der aktuellen Sanierung wurde das Fachwerk nach neustem Gusto freigelegt, womit das Gebäude seine Charakter als Pfarrhaus des frühen 19. Jahrhunderts verliert. Gerade in Verbindung mit der damaligen Funktion des Gebäudes kam dem alles überziehenden Putz eine Kernaussage dieses Denkmals zu, verweist er doch auf die damalige mangelnde Wertschätzung von Riegelbauten und die Wichtigkeit der Repräsentation dieses Bauwerks. Nun aber ist das einstige Pfarrhaus mit dem Umbau zu einem sorgfältig restaurierten, aber gewöhnlichen Riegelhaus geworden.

Das Gebäude stand ursprünglich an einem unbekannten Ort in einem der beiden Dorfteile der Nachbargemeinde Hagenthal. Aufgrund des Raumkonzeptes können wir nicht sagen, ob es sich einst giebelständig oder wie aktuell mit einer Traufe als Schauseite orientierte. Der Haupteingang befand sich jedenfalls immer am jetzigen Ort, da in den beiden Türständern Nagellöcher für den Sturz angebracht sind. Die Wurzeln des

Die historische Aufnahme zeigt das Untersuchungsobjekt um 1942 (Kantonale Denkmalpflege).

Gebäudes an seinem Ursprungsort bleiben aus Kapazitätsgründen unerforscht. Das komplett aus Eichenholz gefertigte Gerüst datiert aufgrund seines geschossweisen Abbunds und der Holzbearbeitung mit Breitbeil frühestens in das spätere 17. respektive frühe 18. Jahrhundert. Da Hagenthal jedoch 1633 im Dreissigjährigen Krieg verwüstet und nach Sekundärliteratur erst 1785 wieder aufgebaut wurde, könnten wir auch ein Gebäude aus dem Ende des 18. Jahrhunderts vor uns haben, das als gute Bausubstanz bereits 50 Jahre später wieder abgebrochen und nach Schönenbuch verlegt worden wäre. Hagenthal besass seit dem 17. Jahrhundert eine grosse jüdische Gemeinde, womit wohl diverse Häuser als «Judenhaus» bezeichnet wurden. Die Elsässer Juden kamen erst ab 1871, als das Elsass Deutsch wurde, in die Schweiz, unter anderem in die Region Basel. Somit dürfte die Bezeichnung im Inventar von 1942 schlicht deshalb entstanden sein, weil das Gebäude aus einer jüdischen Gemeinde kam.

An der Traffassade zeigt sich, wie die Dachbalken höher gelegt wurden.

Am aktuellen Standort unter der Kirche ist das Gebäude in den Hang bebaut, was eine Unterkellerung vereinfachte. Das Wohnhaus besitzt Grundrissmasse von 6,5 × 9,6 Meter, was 20 auf 30 savoyischen Fuss beziehungsweise «pieds de roi» entspricht. Es scheint immer ausschliesslich Wohnzwecken gedient zu haben. Die Hypothese, dass nach Küche und Kammer noch ein bis zwei Bundfelder mit Tenn und Stall fehlen, hat

sich nicht erhärtet. Ein zentraler Hausgang führt durchs Gebäude. Zu seiner Linken, in der Haushälfte mit heutigem Schaugiebel, befinden sich zwei Wohnräume. Beim Wiederaufstellen wurden die alten Deckenbalken teils ersetzt und nicht mehr an ihrem angestammten Platz eingebaut, worauf die systemlos gefasten Unterkanten der Balken hindeuten. Dies spielte jedoch keine Rolle, da die Stuben neu vertäfelte Decken erhielten, welche die Balken verkleideten. Rechter Hand des Ganges war eine beheizte Kammer vor einer Küche untergebracht. Die Herdstelle nahm auch am neuen Ort ihren angestammten Platz ein, wie unter anderem die Spuren der alten Wechsel zeigen. Der schwarz verfärbte Dachstuhl spricht für einen einst freien Rauchabzug, wobei ein neuerrichteter Kamin weitere Verrussung unterband.

Die beiden Abwalmungen sind in ihrer aktuellen Form neu entstanden. Wahrscheinlich besass aber zumindest der Hauptgiebel bereits einen entsprechenden Dachverlauf. Die einzige wesentliche konstruktive Veränderung, die beim Wiederaufbau erfolgte, war das Anheben der Dachbalken um eine Balkenbreite. So wurde an den Traufseiten über dem Deckenrähm des Obergeschosses eine zweite Balkenlage gelegt, was letztlich einen Gewinn von 15 Zentimetern Raumhöhe brachte.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juni bis August 2015

Die frisch renovierte Fassade nach der Sanierung 2015.

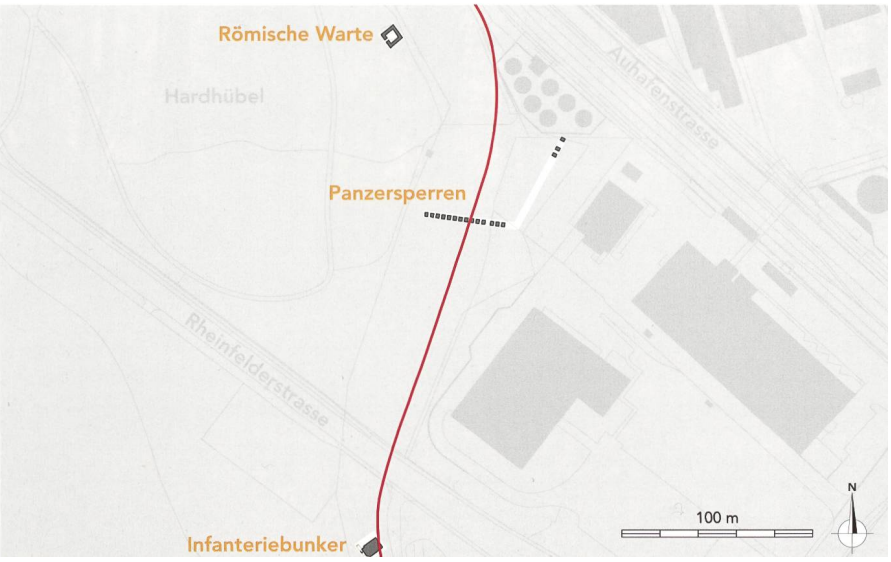
Muttenz, Obere Hard. Alessandro Mastrovincenzo beim Vermessen eines Höckers der nördlichen Panzersperre.

Muttenz, obere Hard: Panzersperren und Bunker aus dem zweiten Weltkrieg

Der Auhafen bei Muttenz ist bislang nur durch ein eingleisiges Trassee mit der Eisenbahn erreichbar, das westlich um den Hardwald herumführt. Ein neues Gleis am Ostende des Hardwalds, das eine direkte Verbindung zwischen dem Muttenzer Güterbahnhof und dem Auhafen schafft, soll die Anbindung ans Schienennetz verbessern. Das Projekt befindet sich zurzeit in der Planungsphase.

Im Perimeter des geplanten Trassees befinden sich zwei Panzersperren und ein Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg. Sie werden der neuen Gleisführung weichen müssen. Da die drei Befestigungsbauten historische Zeitzeugen sind, die im nahe gelegenen römischen Wachturm einen rund 1600 Jahre älteren Vorgänger besitzen (Jahresbericht 2012, S. 96–99), entschied sich die Archäologie Baselland, die Objekte zu dokumentieren.

Der römische Wachturm im heutigen Hardwald wurde in den Jahren um 370 nach Christus erbaut. Er war Teil der Verteidigungslinie am Hochrhein, die Alamanneneinfälle aus dem freien Germanien ins römische Reich verhindern sollte. Der Bau der Befestigungen entlang des Rheins brachte noch einmal eine Phase der Stabilität in die Region, bevor offenbar kurz nach 400 ein Grossteil der römischen Truppen nach Italien abgezogen wurde



Die römischen und modernen Verteidigungsanlagen sind nur wenig voneinander entfernt. Rot: die projektierte Bahnlinie.

und die Bevölkerung mit den verbliebenen Einheiten um die Kastelle auf dem Basler Münsterhügel, in Kaiseraugst und wohl auch in Liestal auf sich allein gestellt war.

Die Wehranlagen des 20. Jahrhunderts sind das Werk von Grenzschutztruppen, die nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs hier an der Grenze zum deutschen Reich stationiert wurden. Bevor nun die Panzersperren und der Infanteriebunker in der Oberen Hard verschwinden, wurden sie fotografisch dokumentiert und mit dem Tachymeter dreidimensional eingemessen.

Teile der südlichen Höckerlinie mit Blick gegen Südwesten. Am linken Bildrand befindet sich ein Durchgang.

Die beiden Sperren aus Betonhöckern befinden sich nördlich der Rheinfelderstrasse. Die südliche Linie besteht aus 14 Elementen. Gegen Westen hin läuft sie eine leichte Böschung zum erhöhten Teil des Hardwalds hinauf. Die im Volksmund aufgrund ihrer Form schon bald als «Toblerone» bezeichneten Hindernisse besitzen regelmässige Abstände. Im Ostteil der Linie befand sich zu Kriegszeiten ein Durchgang, den man mit Brettern versperren konnte. Ein nicht mehr lesbares Hinweisschild, das möglicherweise das Fotografieren verbot, ist neben dem Durchgang an einem Höcker befestigt.

Die nördliche Linie besteht heute nur noch aus drei Blöcken: Es ist anzunehmen, dass die nördliche Fortsetzung dem Bau von Industriesilos Anfang der 1970er-Jahre zum Opfer gefallen ist. Wie bei der südlichen Linie markiert auch hier ein vergrösserter Abstand zwischen zwei Höckern einen Durchgang. Die nördliche Sperre steht in einem Abstand von rund 40 Metern fast lotrecht über der südlichen.

Der Infanteriebunker befindet sich südlich der Rheinfelderstrasse. Er ist heute nicht mehr zugänglich. Die gegen Südosten zeigenden Scharten sind vermauert und der Eingang zugeschüttet. Der zweistöckige Bunker besteht aus einem Mannschaftsraum im Untergeschoss sowie einem Kampfraum darüber. Letzterer war für eine Infanteriekanone, einen Beobachter und ein Maschinengewehr eingerichtet.

Die in geringem Abstand stehenden römischen und modernen Verteidigungsanlagen verdeutlichen schön die strategische Position, die das südliche Rheinufer zu ganz unterschiedlichen Zeiten innehatte.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
November 2015

Die Südostfassade des Infanteriebunkers.